

Nachdruck verboten.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

Ach! Es war eigentlich ganz schauerhaft!“
„Ei, ei! Ich bin recht gespannt —“
„Und hinterher doch wieder ein bisschen
lächerlich.“

„Das ist ja eigen!“

„Ja, wenn ich daran zurück denke, hatte es auch
etwas Mührendes!“

„Das ist die Möglichkeit!“ rief der alte Hausarzt
nicht ohne ein Lächeln. „Schauerhaft, lächerlich und
dazu rührend, — das giebt einen merk-
würdig gemischten Eindruck! Aber nun
möchte ich doch hören, — zuerst, worin
lag das Schauerhafte?“

Die Herrin des Hauses, Frau Stein-
berg, eine stattliche und sehr feine alte
Dame, wiegte ein wenig das Haupt
und entgegnete: „Es lag für mich zu-
erst in dem Anblick eines Ausbruches
von Leidenschaft, wie ich ihn nie ge-
sehen, und bei meinem Pflege Sohne nicht
erwartet hatte. Es lag ferner in dem
traurigen Zwiespalt zwischen meiner
Schwester und mir, einem inneren Groll,
den sie leider eigensinnig bis in ihren
Tod bewahrt hat.“

„Das ist freilich betrübend!“ sagte
der Arzt. „Aber nun, — worin fanden
Sie das Lächerliche?“

„Nein, Doctor!“ warf die alte Dame
ein, „so sollen Sie mir die Geschichte
doch nicht abfragen! Lieber erzähle
ich Ihnen die Hauptsachen davon im
Zusammenhange, wenn Sie noch nichts
davon erfahren haben. Sieben Jahre
sind es her, — Sie waren doch da-
mals schon unser Hausarzt!“

„Allerdings hatte ich damals schon
die Ehre, aber ein eigentlicher Ver-
trauensposten, in anderen als ärztlichen
Dingen, war mir noch nicht zugetheilt
worden.“

„Ja, ja, ich kannte Sie eigentlich
erst als einen argen Schelm und konnte
nicht wissen, daß ich bald auch den
hülfreichen Freund in Ihnen finden
würde.“

Der Medicinalrath nickte und ver-
neigte sich lächelnd.

„Ich wollte damals nicht zudringlich
sein,“ sagte er, „und ließ die Gerüchte,
welche über Ihre Häuslichkeit gingen,
auf sich beruhen.“

„Gerüchte? So? Was redete man
denn?“

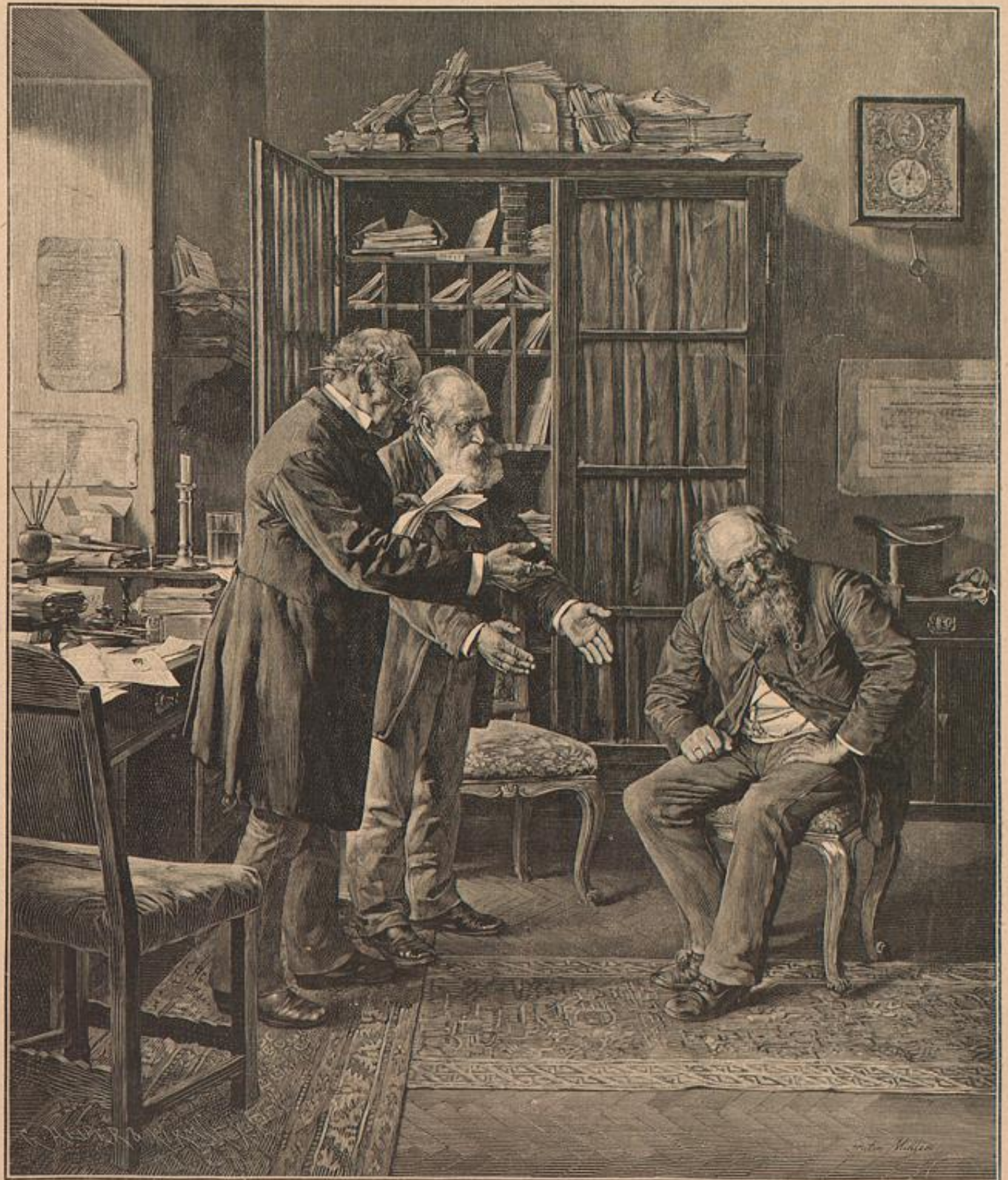
„Nun, daß der junge Mann dumme
Streiche begangen und schnell aus Ihrem
Hause entfernt werden mußte.“

„O, nein! Keineswegs!“ rief Frau
Steinberg eifrig. „Das war nicht der
Fall! Dumme Streiche, so im ge-
wöhnlichen Sinne, hat Arno nicht ge-
macht, — wenngleich ihm zur Besonnen-
heit und Klugheit bei der Sache viel
fehlte. Auch mußte er nicht aus dem
Hause entfernt werden, sondern glaubte
es verlassen zu müssen. Und weil er
unbedingt darauf drang, — denn ein
Troßkopf war er freilich, — so gab
ich mich darein, und er schied aus dem
elterlichen Hause für eine Zeitlang, wie
jeder andere junge Mann, wenn sein
Tag gekommen ist, in die Welt zu
gehen.“

„Aus dem elterlichen Hause!“ wiederholte der
Doctor, die Worte betonend. „Sie haben dem jungen
Fremdling Ihr Haus eröffnet, Sie vertraten Mutter-
stelle an ihm, — er war ja wohl ein Findling? Ist
da nicht ein bisschen Romantik dabei?“

„Keine Spur von Romantik, lieber Doctor. Ein
Findling war er auch nicht. Ich habe seine Eltern
beide gekannt. Sein Vater war ein junger Gärtner
bei uns, da wir noch auf dem Gute lebten, seine Mutter
die Tochter eines Lehrers aus der Nachbarschaft. Ich
habe das junge Paar zur Hochzeit selbst ausstatten
helfen. Der Gärtner, bis dahin rüstig und gesund,
verfiel plötzlich in ein Nervenfieber, kurz bevor er Vater
werden sollte. Die junge Frau, zum Tode erschreckt
durch den Verlust, brachte einen Knaben zu früh zur

Welt, und starb an der Geburt. Das ist der erste
Theil der Vorgeschichte. Nun kommt der zweite, der
mich betrifft. Ich lebte mit meinem Manne in zehnjähriger
Ehe, ohne daß uns Gott ein Kind geschenkt
hatte. Als nun der kleine Gärtnerjunge da war,
regten mich Mitleid und der Wunsch, selbst etwas zu
wiegen und zu warten, im Innersten auf, und ich bat
meinen Gatten, das Kind zu mir nehmen zu dürfen.
Er gab nach, ja er hatte sich nach einigen Jahren so
an den Knaben gewöhnt, daß es sich für ihn von selbst
verstand, den kleinen Arno Horst als seinen Pflege Sohn
zu erziehen. So wuchs dieser in unserem Hause auf,
nannte uns Vater und Mutter und blieb in seinen
Rechten auch unbeeinträchtigt, als uns spät noch ein
Töchterchen geboren wurde, unser einziges Kind, unsere



Versuchter Ausgleich. Von Anton Müller. — Siehe Seite 7.

Original im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

Gisela. Die Kinder wuchsen als Geschwister heran. Mit der Zeit freilich konnte Arno über seine Herkunft nicht in Unwissenheit bleiben. Durch Untergebene empfing er die ersten Andeutungen, und so wünschte er von uns Auskunft darüber. Mein Mann verstand es vortrefflich, ihm die Sache klar zu machen, indem er sie leicht und heiter behandelte. Für's Erste machte diese Aufklärung denn auch keinen besonderen Eindruck auf den Knaben. Wenige Jahre darauf starb mein guter Mann, und ich zog in die Stadt. Schon um der Erziehung der Kinder willen schien es mir notwendig. Arno war mir stets ein guter Sohn, er hat mir niemals Kummer bereitet. Freilich entwickelte sich sein Charakter eigenartig. Er wurde zurückhaltender, abgeschlossen, stolz, für Andere wohl nicht immer lebenswürdig. Sein Fleiß war rastlos, und ich merkte wohl, daß er alle Kräfte daran setzen wollte, sich sobald als möglich selbständig zu machen. Es war mir nicht lieb, daß sein Verhältnis zu mir ihn zu drücken anfing. Zwar sprach er es nicht aus, ich fühlte es aber doch, denn ich kannte ihn genau. Dabei war es mir doch wohlthuend, daß er Alles, was er sonst etwa auf dem Herzen hatte, mir anvertraute, wie seinem besten Freunde. So wußten wir uns gut in einander zu schicken. Arno konnte in sehr jungen Jahren zur Universität abgehen. Er hatte viel Talent zum Zeichnen, und man rieth mir, ihn Maler werden zu lassen, wozu er selbst auch eine Zeitlang Lust zeigte. Allein er selbst wurde anderen Sinnes und beschloß, gelehrte Wege zu gehen. Einer seiner Lehrer hatte ihn für die Alterthumsforschung gewonnen, und so wurde er Archäologe. Als er, neunzehnjährig, zuerst zu den Ferien nach Hause kam, war ich erstaunt über die Wandlung, die mit ihm vorgegangen. Die Universitätsstudien, so eifrig er sie betrieben, hatten nicht an ihm gekehrt, noch ihn zum Dudmäuser gemacht. Ein hochgewachsener, wirklich wunderschöner Bursche stand vor mir, in seinem Wesen freier, ausgiebiger, als ich ihn in seiner letzten Zeit zu Hause gesehen hatte. Ich war sehr glücklich über diese Entwicklung. Nun aber, — nähern wir uns der Katastrophe, lieber Doctor!"

"Die jetzt gar nicht anders, als romantisch werden kann!" entgegnete der Hausfreund schmunzelnd. "Ich vermüthe etwas wie eine Studentenliebe."

"Ja, leider! Aber nicht von der scherzhaften Art," sagte die alte Dame mit einem leisen Seufzer. "Ich muß dazu etwas weiter ausholen. Meine Schwester war an einen Grafen verheiratet, und der Name einer Gräfin hatte der sonst guten Frau den Kopf mehr verdreht, als mir und Anderen erwünscht sein konnte. Es war mit ihrer Vornehmthierei manchmal nicht auszuhalten. Als sie Witwe geworden, zog sie mit ihrer Tochter Gabriele in unsere Stadt, hauptsächlich um meinethwillen, wie sie sagte. Es wäre zwischen uns auch Alles ganz gut und ordentlich gegangen, wenn meine Schwester nicht einen Widerwillen gegen Arno gefaßt hätte. Der Emporkömmling, wie sie ihn nannte, wurde ihr geradezu verhaßt. Sie zeigte ihm ihre Mißachtung in herausfordernder Weise und brauchte gegen mich Wendungen über ihn, die mich verletzten. Arno hatte bei seinem Fein- und Ehrgefühl den Gegenatz zwischen ihr und ihm von Anfang an verstanden. Ihrer verächtlichen Abweisung wußte er mit ruhigem Stolze zu begegnen, — obgleich der Zorn häufig in ihm loderte! Sie haßten einander auf das Bitterste. Arno that endlich aus freien Stücken, um was ich ihn gebeten haben würde, er vermied jede Begegnung mit ihr. — Gabriele aber theilte keineswegs den Widerwillen ihrer Mutter gegen meinen Studenten. Sie war und ist noch bis auf den heutigen Tag eine außergewöhnliche Schönheit. Damals neunzehnjährig, — nur wenige Monate jünger als Arno, — fesselte sie durch eine mädchenhafte Anmuth. Auf Arno wirkte ihre Erscheinung wie ein Zauber, um so mehr, da sie ihm verwandtschaftlich entgegen kam. Sie lebten in einer Art von geschwisterlichem Verhältnis. Da sie aber wußten, daß die Gräfin dergleichen würde mißbilligt haben, so sahen sie sich auf Geheimhaltung ihres Verkehrs angewiesen. Dergleichen ist für junge Leute meist interessant, aber immer gefährlich. Anfangs sahen sie sich bei mir und in meiner Gegenwart. Ich Ahnungslos wußte nicht, daß sie sich bald auch auf entfernteren Spaziergängen ein Stelldichlein gaben, daß sie tägliche Briefe wechselten, daß sie eine bereits verheiratete Freundin Gabrielens zur Vertrauten hatten, die ihre Liebe begünstigte. Nun denken Sie sich meinen Schreck, lieber Doctor, als das junge Paar eines Tages Hand in Hand vor mich trat, mit dem Bekenntniß, daß sie einander unbedingt für das Leben angehören wollten, daß sie mit einander verlobt wären, daß sie auf meine Hilfe, der Gräfin gegenüber, rechneten!"

"Das ist psychologisch sehr merkwürdig!" warf der Doctor ein. "Eine junge Dame von neunzehn Jahren pflegt sonst mehr Geschmack an einem älteren und gereifteren Manne zu finden. Wenn ihr Herz auch einmal für einen gleichalterigen Studenten spräche; bei der

Wahl eines Gatten kommt sonst doch eine höhere Altersstufe in Betracht. Und noch dazu bei einer jungen Gräfin, die in glänzenden Verhältnissen lebt, die also die Welt doch schon ein wenig kennen gelernt hat —!"

Frau Steinberg machte eine abwehrende Handbewegung und schüttelte den Kopf. "Das Letzte ist nicht richtig!" jagte sie. "Meine Schwester, obgleich Gräfin, lebte nicht in glänzenden, sondern in sehr mäßigen Verhältnissen, die mit ihren persönlichen Bedürfnissen niemals ganz übereinstimmen wollten. Die Vorurtheile einer auserlesenen Lebensstellung, in welcher sie ihre Tochter zu erziehen gesucht hatte, waren auf diese ganz und gar nicht übergegangen. Was Gabriele vom Leben kennen gelernt hatte, war nicht eben erbaulich. Denn meine Schwester war mit achtunddreißig Jahren selbst noch eine Schönheit und wollte sich als solche geltend machen, daher sie dann die erwachsene Tochter möglichst zurück schob. Gabriele hatte mancherlei beobachtet, was ein herzliches Verhältnis zur Mutter nicht aufkommen ließ, und da die Mutter, meist mit sich selbst beschäftigt, ein solches nicht verlangte, so gingen sie in einer Art von Fremdheit neben einander hin. Was Sie, Herr Doctor, psychologisch merkwürdig nennen, wird dadurch ein wenig erklärt, — doch es sollte noch viel merkwürdiger kommen! — Ich stand also vor den Verlobten in einem Erlaunen, das mir eine Weile die Sprache raubte. Die Thorheit der Kinder, die Unmöglichkeit, ihre Wünsche zu begünstigen, die Gefährlichkeit ihres mit Ernst betonten Vorsatzes machten mich ganz rathlos. Aber ich bin nun einmal eine gutmüthige alte Seele! Als ich das junge Paar so bestechend schön vor mir stehen sah, da fand ich zwar die Worte: Kinder, Ihr seid verrückt! Aber ihren Umarmungen und Liebkosungen konnte ich mich nicht entziehen. Das war nun für sie so gut, als hätte ich die Sache gebilligt. Was ich nun Alles dreinredete, von Ueber-eilung abmahnte, von einer längeren Wartezeit sprach, das will ich nicht wiederholen. Und als ich mir dann im Stillen zu Gemüthe führte, wie diese jungen Leute, die mir Beide so lieb waren, geradeswegs einem Unheil zusteueren, da überkam mich eine tiefe Traurigkeit. Arno war ja viel zu jung, Gabriele ihm nach mancher Seite geistig überlegen, — sie durften sich nicht schon für das Leben binden! Und nun sollte ich mit meiner Schwester zu Gunsten ihrer Wünsche sprechen, — ich wußte ja, was dabei herauskommen würde! Ein paar Tage ging ich sorgenvoll umher. Da geschah das Entscheidende ohne meine Mitwirkung. Ich komme in das Gartenzimmer und sehe Arno und Gabriele in Umarmung stehen, wobei ihre Lippen sich gefunden hatten, und erblicke durch die andere Thür meine Schwester, welche mich zu besuchen kam. Sie stand einen Augenblick sprachlos vor Entsetzen, dann aber rief sie in schärfstem Tone den Namen ihrer Tochter. Diese wandte sich um, ergriff Arno's Hand und stellte ihn ihr als ihren Verlobten vor. Die Gräfin stieß ein heiseres Lachen aus, warf einen höhnischen Blick auf Arno, und — fürchterlich zu sagen! — holte mit der Hand aus zu einer Geberde, die im nächsten Augenblicke zu einer Ohrfeige in Arno's Gesicht führen mußte. Dieser aber war schneller als sie, und ehe ihre Hand ihn berührte, ergriff er sie und schleuderte sie zurück. Die Gräfin wankte nach einem Sessel. Ich warf meinem Pflege Sohne einen stehenden Blick und Wink zu, sich zu entfernen. Er that es, und Gabriele, in heftigster Erregung, machte Miene, ihm zu folgen. Da sprang die Gräfin auf, faßte ihre Tochter am Arme und rief gebieterisch: Du gehst mit mir! Was nun noch unter uns gesprochen wurde, wäre schwierig zu wiederholen, obgleich es nicht eben viel war. Meine Schwester beschuldigte mich der schmächtigsten Fehlerdienste, verließ mit Gabriele mein Haus und hat es selbst niemals wieder betreten, auch meine Besuche in ihrer Wohnung abgelehnt. Die Liebenden wechselten noch einige Briefe, — durch welche Vermittelung, weiß ich nicht. Plötzlich hörten Gabrielens Briefe auf, und ich beobachtete mit Sorgen die wachsende Unruhe meines Pflege Sohnes. So vergingen drei Wochen, da fuhr wie ein Blitzstrahl eine Nachricht in mein Haus. Meine Schwester schickte mir, wie allen ihren Bekannten, ohne ein Wort hinzuzufügen, die gedruckte Anzeige der Verlobung ihrer Tochter mit einem Grafen Erlach. Der Mann war nicht mehr jung, aber sehr reich und in angesehenen Stellung bei einer Gesandtschaft. Von Gabriele keine Silbe zur Rechtfertigung ihrer inneren Wandlung oder der Nachgiebigkeit gegen ihre Mutter! Ich mochte, Alles in Allem, ihren Schritt nicht schelten, aber unbegreiflich war er mir doch!"

Der Zuhörer wiegte mit nachdenklicher Miene den Kopf und dachte: Vielleicht war die kluge junge Dame zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wenn ein Liebhaber noch so jung ist, daß man zu einer Ohrfeige gegen ihn ausholen kann, er zum Heirathen doch noch nicht geeignet sein möchte! So dachte der Medicinalrath, hütete sich aber, es auszusprechen.

"Arno's Zustand mag ich mir gar nicht vergegen-

wärtigen," fuhr die Hausherrin fort. "Wuth bis zur Raserei, Verzweiflung, Haß, Verachtung, das tobte Alles durch einander in seinem Gemüth. Es waren schreckliche Tage. Endlich sah ich seinen gerötheten Augen an, daß Schmerz und gedemüthigter Stolz in Thränen eine vorläufige Beruhigung gefunden hatten. Diese ganze Geschichte hatte sich im Verlaufe der akademischen Ferien zugetragen. Ich wollte meinem Pflege Sohne rathen, einen etwas früheren Abschluß derselben zu machen und abzureisen, — obgleich ich ihn gerade jetzt ungern ziehen ließ, — aber er kam mir mit dem Entschlusse seiner Abreise zuvor. Es war am besten so. Das Uebrige ist kurz zu fassen. Er vollendete seine Universitäts-Studien, erwarb sich durch eine Preisarbeit ein Reisestipendium, um in Italien, Griechenland und an sonstigen klassischen Stätten Zuschriften zu suchen und zu sammeln, und wer weiß was sonst noch für gelehrte Geschäfte zu betreiben. Sein Talent zum Zeichnen kam ihm dabei zu statten. Auch in Briefen an mich hat er die niedlichsten Blättchen eingelegt, Landschaften, Kinder-scenen, ganz besonders Portraits, die ihm von jeher gelangen. Und in diesen Briefen stand niemals ein Wort über Gabriele zu lesen. Er hat, Gott sei Dank, mit diesen Erinnerungen abgeschlossen, und so erwarte ich ihn getrost und mit Freuden zurück."

"Schön, schön!" sagte der Doctor. "Aber nun die junge Gräfin Erlach, — wurde sie glücklich?"

"Das weiß ich nicht, lieber Freund, — nur daß sie nach dreijähriger Ehe schon Witwe wurde. Auch ihre Mutter starb, und sie schlug ihren Wohnsitz wieder in unserer Stadt auf, übrigens in den besten äußeren Verhältnissen. Sie besucht mich öfter, giebt sich ganz als meine Nichte, — wiewohl mit einigem Rückhalt. Ueber vergangene Dinge sprechen wir nicht, meines Sohnes wird unter uns niemals Erwähnung gethan. Ich glaube, sie ist eine kalte Natur, eine Gesellschaftsdame, ohne innere Bedürfnisse, wie man sie für die Gesellschaft verlangt."

"Um! Und Sie meinen, daß die Geschichte wirklich ganz zu Ende sei?" entgegnete der Medicinalrath. Herr Arno Horst kehrt zurück, Gräfin Gabriele ist wieder frei —"

"Aber ich bitte Sie, bester Doctor!" unterbrach ihn die Hausfrau beinahe lachend. "Nach solcher Erfahrung kann Arno doch nicht, — überdies höre ich, daß Gabriele bereits einen neuen Bewerber haben soll, den sie nicht ohne Hoffnung zu lassen scheint. Ach, sieh da, —!" rief sie plötzlich, durch das Fenster des Erdgeschosses nickend. "Da kommt meine liebe Gisela vom Eislauf! Wie geröthet ihr Gesicht ist von der Winterluft!"

Der Doctor erhob sich, und den Augen der Hausherrin folgend, sah er das anmuthige junge Mädchen durch den Vorgarten eilen, die Schlittschuhe am Arme, mit glänzenden Augen zur Mutter herauf grüßend.

Gleich darauf trat Gisela in das Zimmer, noch mit Hut, Pelzmantelchen und Muff und, dem Doctor nur eben flüchtig zunicke, rief sie: "Denke Dir, Mama, der Arno ist ja schon zurück! Von verschiedenen Seiten habe ich es auf dem Eise erfahren. Die Einen haben ihn gesehen, Andere ihn sogar gesprochen."

Die Hausfrau sprach sich verwundert aus und wollte der Nachricht mißtrauen. Gisela aber fuhr eifrig fort: "Er ist bei einem Freunde abgestiegen und will sich eine eigene Wohnung suchen; so heißt es! Wie ist das zu verstehen? Nicht nach Hause kommt er, nicht zu uns, sondern quartiert sich bei anderen Leuten ein und treibt sich in der Stadt umher, ohne uns aufzusuchen!"

Auch die Mutter wußte nicht, was sie davon denken sollte. Vergeblich sann sie nach, mit wem Arno in der Stadt so befreundet sein könne, um seine Gastfreundschaft anzunehmen. Auch Gisela konnte keine Auskunft darüber geben. "Das ist mir ein sauberer Bruder!" rief das junge Mädchen. "Erst die schönsten Briefe schreiben, wie unendlich er sich auf die Heimkehr freue, und dann hinterücks ankommen, Andere eher begrüßen, als uns, — nein, das ist abscheulich, das verzeihe ich ihm nicht!"

Da der Medicinalrath in das Gespräch der Frauen nicht weiter einzugreifen wußte, empfahl er sich nach kurzer Zeit. Er hatte seinen Wagen nach Hause geschickt, um in dem herrlichen Sonnenscheine, der auf der Schneelandschaft lag, zu Fuß nach der Stadt zurückzugehen. Man konnte die Umgebung, in welcher das Haus der Frau Steinberg lag, wohl eine Landschaft nennen. Am äußersten Rande der Stadt gelegen, in einer Reihe schöner neuer Gebäude, gegenüber dem öffentlichen Park, der sich auf Stunden weit zum Walde ausdehnte, hatte es den Vorzug, daß sich vor ihm eine der großen Alleen öffnete, die mit ihren alten Bäumen im Sommer wie im Winter einen prächtigen Ausblick gewährte. Daher war es zu verstehen, daß die Hausherrin ihren Lieblingsplatz am Fenster gern innehielt. Sonst war das Haus kleiner als die übrigen, aber zum Alleinbewohnen bot es mehr als nöthigen Raum.

Doctor Homann sah sich unwillkürlich noch einmal nach demselben um, obgleich er es so genau kannte. Was er erfahren hatte, beschäftigte ihn lebhaft. Er war ein etwas neugieriger alter Herr, der gern hinter die Geheimnisse der Familien kam, in welchen er ärztlich verkehrte. Keineswegs um Neuigkeiten umherzutragen, man konnte im Gegentheil auf ihn vertrauen; aber er neigte gern, suchte wohl auch als Mitwissender sich ein wenig geltend zu machen. Als er nun so seines Weges ging, um am Ausgange der Straße in die Stadt einzubiegen, wurde er beinahe umgerannt durch den Anprall eines Menschen, der ihm entgegen hastig um die Ecke bog. Der Doctor wäre zu Boden gefallen, wenn sein Gegenüber ihn nicht geschickt mit beiden Händen fest und umschlungen gehalten hätte. Der erschrockene alte Herr wollte ein unwirkliches Wort des Vorwurfs über diese unvorsichtige Hast laut werden lassen, als der Andere lächelnd den Hut zog und höflich um Verzeihung bat. Herr Homann stupte, als er ihm in das Gesicht sah und die fremde Gestalt musterte. Zu den ausdrucksvollen Zügen des jungen Mannes schienen die verbrauchte Kleidung nicht recht zu passen. Der breite graue Filzhut mußte seit Jahren die Wetter aller Jahreszeiten erduldet haben, und das verschossene Ansehen des Ueberziehers, der noch dazu mehr für den Sommer als für den deutschen Winter berechnet schien, konnte in der eleganten modernen Hauptstadt für eine auffallende Tracht gelten. Allein darauf achtete der Doctor nicht sowohl, als er die Züge des jungen Mannes jetzt aufmerkamer betrachtete. Dieser aber begann in artigem Tone: „Um Vergebung! Ich irre wohl nicht, wenn ich die Ehre zu haben glaube, Herrn Doctor Homann zu begrüßen —?“

„Getroffen!“ sagte der Medicinalrath. „Nun aber irre ich mich wohl auch nicht, oder —“

„Arno Horst —“ entgegnete der junge Mann, sich vorstellend.

„Ist es die Möglichkeit!“ rief der Doctor, den Jüngeren von oben bis unten musternd, und mit einer gewissen Besorgnis, da ihm die, wie es ihm schien, fast abgerissene Kleidung desselben bedenklich vorkam. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt. Aber wenn Sie schon seit einigen Tagen wieder in der Stadt sind, warum haben Sie sich noch nicht bei Ihrer Frau Mutter gemeldet?“

„Oh!... Weiß man schon, daß ich zurück bin?“ fragte Arno Horst in bedauerndem Tone. „Es drängte mich seit der Stunde meiner Ankunft, — aber es ging nicht. Mein Reisegefährte hat sich unterwegs schwer verletzt, ich mußte Tag und Nacht den Krankenpfleger spielen.“

„Haben Sie einen Arzt für ihn?“ fragte der Doctor schnell.

„Gewiß, und einen vortrefflichen, Doctor Bedmann mit Namen. Er hat mir vor einer Stunde erst Urlaub gegeben und einen geprüften Wärter für meinen Patienten mitgebracht.“

Der Medicinalrath kannte diesen Kollegen recht wohl, und beschloß, sich bei ihm zu erkundigen, wie die Geschichte sich verhielt. Dann aber sah er dem jungen Manne nach, der mit einem kurzen „Auf baldiges Wiedersehen!“ eilig davonschritt, ja, je mehr er sich seinem Ziele näherte, in einen wahren Sturm lauf überging. „Scheint wirklich ein eigenartiger Charakter zu sein!“ dachte der Medicinalrath.

Frau Steinberg sah allein in ihrem Zimmer, da Gisela ihr Gemach aufgesucht hatte, um ihren Anzug zu wechseln, als Arno hereinstürzte, den Hut noch auf dem Kopfe, wie er von der Straße kam, und sich mit lautem Freudenschrei in ihre Arme warf. Die gute Frau that einen Schrei vor Schreck, der aber schnell dem Glücksgefühl des Wiedersehens wich. Sie betrachtete ihn näher, fand sein Aussehen ganz prächtig — seine Kleidung freilich in hohem Grade befremdlich. Doch ließ sie das vorerst auf sich beruhen, dagegen mußte doch gleich zur Sprache kommen, warum er mehrere Tage hatte vergehen lassen, ohne seine Familie aufzusuchen.

„Ich habe dabei mehr entbehrt, als Sie, liebe Mutter,“ sagte Arno, „denn Sie durften mich noch auf der Reise glauben, während ich Sie in meiner Nähe wußte, und mich doch durch eine ernste Pflicht zurückgehalten sah. Der Fall ist kurz erzählt. Auf meinen Wanderungen in Italien lernte ich einen jungen Maler kennen, der mir bald ein guter Kamerad wurde. Ich dachte, ich hätte in meinen Briefen seiner zuweilen erwähnt — Lambert, nicht wahr?“

Frau Steinberg erinnerte sich und nickte.

„Wir beschlossen, gemeinsam nach Deutschland zurückzureisen, zumal er in unserer Stadt seinen Aufenthalt nehmen will. Alles ging gut und schön, da, auf einem der letzten Anhaltepunkte, verspätet er sich, springt noch in den Wagen, aber so unglücklich, daß er sich eine lebensgefährliche Verletzung zuzieht. Ich fürchtete, den Bewußtlosen nicht lebendig an unser Ziel zu bringen. Es verstand sich doch nun, daß alle meine Sorge zuerst und allein ihm galt. Ich brachte ihn im Gasthause

unter. Der herbeigerufene Arzt nahm die Sache sehr ernst, und so, da Lambert ganz fremd am Orte ist, sah ich mich zu seiner Pflege berufen und an sein Krankenlager gefesselt. Er ist jetzt über die Gefahr hinaus, und der Arzt giebt uns die Hoffnung baldiger Genesung.“

„So, so, — das ist freilich etwas Anderes!“ entgegnete die Hausfrau. „Also nicht, wie es heißt, in der Wohnung eines hiesigen Freundes hast Du Dich einquartiert —?“

„Wie sollte ich? Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich bereits nach einer gemeinsamen Wohnung für Lambert und mich erkundigt habe —“

„Du willst nicht bei Deiner Familie, nicht bei uns wohnen?“ rief Frau Steinberg fast erschreckt.

„Liebe Mutter, — Ihr Haus liegt etwas zu entfernt, — ich muß mehr im Mittelpunkte der Stadt wohnen, in der Nähe der Bibliothek und der Museen.“

„Aber Arno, unser Wagen steht Dir ja doch stets zur Verfügung! Du brauchst nur anspannen zu lassen!“

Arno ergriff die Hand der Mutter und entgegnete lächelnd: „Liebe Mutter, — würde es sich für meine Jahre und für meine Lage schiden, wenn ich meine Geschäfte und Wege in Ihrem Wagen abmache? Jeder dürfte es herausfordernd und lächerlich finden. Ich bitte Sie, mir darin meine Selbständigkeit zu lassen!“

„Deine Selbständigkeit! Wie werde ich die beeinträchtigen!“ sagte Frau Steinberg. Aber seufzend fuhr sie fort: „Arno, — es ist in der letzten Zeit manches in Dir vorgegangen, was mich — betrübt, ich muß es sagen! Zuerst hast Du Dir in Briefen an mich das vertrauliche Du abgewöhnt, und dafür ein fremdartiges Sie in die Anrede eingeführt. Warum das? Warte, es kommt noch mehr! Seit Jahren hast Du nichts mehr von mir annehmen wollen, fast jede Geldsendung mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die mich, — beinahe verletzen könnte! Deine wissenschaftlichen Arbeiten brachten Dir so viel ein, schriebst Du, daß Du recht gut leben könntest. Lieber Gott, was kann denn durch diese kleinen Aufsätze und Berichte zu erwerben sein, so gelehrt und vortrefflich sie auch sein mögen! Ich fürchte, in Deinem Stolze hast Du gedarrt, und eine Genugthuung darin gefühlt, Dir sogar das Angemessene zu versagen!“

Frau Steinberg ließ ihre Blicke über seine Kleidung gleiten, deren Verfassung ihre Annahme nur zu sehr zu bestätigen schien. „Und nun kommst Du endlich nach Hause, aber nicht, um wieder bei den Deinen zu wohnen, sondern Dich mit einer trübseligen Miethswohnung zu begnügen. Soll ich erleben, daß Du Dich mir immer mehr entfremdest?“

„Entfremden! Ihnen, theuerste Mutter?“ rief Arno in herzlichem Tone, indem er die Hand der Sprecherin ergriff und einen Kuß darauf drückte. „Nein! Sie bleiben mir nach wie vor der beste Freund, vor dem mein Herz offen liegt! Nicht in der ersten Stunde des Wiedersehens können wir schon Alles besprechen, aber bald, — und ich hoffe, Sie werden mir Recht geben und meiner Ansicht werden. Für jetzt, vermüthe ich, werden wir unterbrochen, denn da singt etwas im anderen Zimmer heran, und ich irre wohl nicht, wenn ich Gisela's Stimme vermüthe! Sie ist gewiß groß und hübsch geworden —“

Schon wurde die Thür geöffnet und, eine Melodie auf den Lippen, trat Gisela schnell herein. Aber stehend blieb sie stehen, da sie einen Fremden bei ihrer Mutter erblickte. „Mein gnädiges Fräulein, darf ich hoffen, von Ihnen noch gekannt zu sein?“ begann Arno, ihr lächelnd näher tretend. Ein plötzliches Erröthen überflog das Gesicht des jungen Mädchens. Gisela hatte sich das Wiedersehen des Bruders so anders gedacht, daß Verlegenheit, ja Mißmuth sie ergriff bei dieser förmlichen Begrüßung, zumal auch ihr beim ersten Anblicke seine wenig empfehlende Kleidung nicht entgangen war. „Nun, Fräulein Schwester,“ fuhr Arno näher tretend fort, „geben Sie mir nicht wenigstens die Hand?“

„Aber Arno —!“ war Alles, was Gisela unwillig entgegnen konnte, indem sie zögernd ihre Hand in die seine legte.

„Nein, das geht zu weit, mein Herr Weltfahrer!“ rief die Mutter. „Ich verbitte mir das überhöfliche Sie, meiner Tochter gegenüber! Ihr seid Bruder und Schwester und werdet Euch duzen nach wie vor!“

„Und das Erste soll sein, daß ich Dir gründlich den Text lese!“ rief Gisela, von ihrer Befangenheit zurückkommend. „Wer ist denn der gute Freund, der uns so sehr vorgezogen wird, daß Du Deine Familie verleugnest, um bei ihm zu wohnen?“

Sie erhielt denn Aufschluß über die Vorgänge, ohne doch mit den Beweggründen recht einverstanden zu sein.

„Du bleibst jedenfalls bei uns zu Tische?“ fragte die Mutter.

„Heute, — ja!“ entgegnete Arno.

„Wie? Nur heute? Nicht morgen auch? Nicht täglich?“

„So oft als möglich, liebe Mutter. Genießen wir heute die gute Stunde des Beisammenseins! Es wird sich Alles finden!“

So ging man bald zu Tische, und bei Arno's unbefangenen Gespräch, seinen Erzählungen, fröhlichen Erinnerungen an häusliche Ereignisse aus der Jugendzeit, ließ Gisela ihr Vorurtheil schwinden und gab sich heiter und schwesterlich gegen ihn. Und er fand diese Schwester, die er zuletzt als fast noch ein Kind gesehen, sehr reizend, liebenswürdig und geistig angeregt, sodaß er sich ganz von ihr gefesselt fühlte. Der alte Familien-ton war wieder da, und Mutter und Kinder feierten einige glückliche Stunden zusammen. Nach Tische zog Arno einige kleine Päckchen aus der Tasche und überreichte den Frauen Geschenke, die er ihnen aus Italien mitgebracht hatte, Schmuckstücke von Mosais, geschnittene Muscheln und Korallen. Gisela nahm vergnügt dankend ihr Theil hin und legte den Schmuck sogleich an, die Mutter war nicht weniger erfreut, daß er ihrer gedacht hatte, im Stillen aber ging die Frage durch ihr Herz: „Wie hat er es möglich gemacht, solche Geschenke mitzubringen? Er muß es sich abgedarbt haben, um uns zu erfreuen!“

Arno aber, während er Gisela den Kopf auf einer Gemme erklärte, schlug sich plötzlich vor die Stirn und rief: „Nein, wie vergeßlich hat mich die Freude des Wiedersehens gemacht! Laßt Euch erzählen! Ich bin ja ein Mann in Amt und Würden! Man hat mich zum Custos der hiesigen antiquarischen Sammlungen des Museums gemacht. Ich bekomme eine Unsumme an Gehalt, — jährlich achtzehnhundert Mark!“

Gisela klatschte freudig lachend in die Hände, die Mutter aber dachte mittheilig, daß das doch ein ganz jämmerliches Gehalt sei, mit welchem auszukommen man keinem Menschen zumuthen könne.

Nach Tische, da die Familie fröhlich plaudernd beisammen saß, fuhr ein Wagen vor. Gisela sprang an das Fenster. „Ach, Gabriele kommt!“ rief sie. „Ich will ihr entgegen mit der frohen Nachricht, daß Arno zurückgekehrt ist!“ Damit eilte sie hinaus. Sie wußte nichts von den früheren Beziehungen Arno's zu Gabrielen, denn vor sieben Jahren war sie noch ein Kind gewesen, dem man dergleichen vorenthalten mußte. Die Mutter aber stupte, als sie Arno aufspringen sah. „Willst Du ihr aus dem Wege gehen?“ sagte sie schnell. „Noch ist es Zeit! Dort durch das Speisezimmer!“

(Fortsetzung folgt.)

Kochdruck verboten.

Gedichte

von Betty Paoli.

In der Neujahrsnacht.

Weithin ertönt der Gruß der Gloden,
Von hundert Lichtern glänzt der Saal,
Die Menschen jubeln und frohlocken,
Bereint beim festlich heitern Mahl.

Sie bringen Wünsche sich entgegen
Und klingen mit den Gläsern an, —
Wie mag sie's nur so froh bewegen,
Daß abermals ein Jahr verrann?

Daß sie aus ihrer Freuden Mitte
Verhülltem Los entgegen geh'n,
Daß näher sie um so viel Schritte
Dem Ziel, vor dem sie schauern, steh'n?

Wie? — oder sollen Spiel und Reden,
Der Scherz, der immer Toll'res wagt,
Das Wehgefühl nur überdecken,
Das leise an den Herzen nagt?

Das Wehgefühl, nicht zu verjöhnen,
Daß eine Frist nun wieder um,
Und daß die Gloden nur ertönen,
Vergänglichheit! zu deinem Ruhm?!

Drei Sprüche.

Was schmähst du voll Horneswuth
Den Nicht, auf den du nie gebaut,
Wenn er das Schlechte wirklich thut,
Das du ja stets ihm zugehant?

Sei an jedem neuen Tag
Neuen Kampfs gewärtig!
Weißschlag auf Weißschlag
Macht das Bild erst fertig.

Die Werke hoher Kunst und Dichtung
Sind Weiser, die am Wege steh'n;
Unfehlbar zeigen sie die Richtung,
Doch geben sie nicht Kraft zum Geh'n.



Zwischen zwei Feuern. Von Dr. Schröder. — Siehe Seite 7.
Photographie im Verlage von Georg Neumann, Neudamm, Berlin.

Kommas, friedlich neben einander lagen und schliefen. Leise faßte er sie an ihren Füßen, oder vielmehr an dem einzigen Fuße, den sie hatten und, — huh! flogen sie Alle, Einer nach dem Anderen, über Bord und lagen auf dem Boden, unter der Bank des Seglers. Dann ging Semikolon zu dem Kasten, in dem Punktchen, die treue Seele, süß schlummerte wie ein guter, kleiner Junge, der er war, mit reinem Gewissen und huh! — da flog auch er hinaus mit allen seinen Ebenbildern, sodas nach kurzer Zeit gar kein Punkt und gar kein Komma mehr im Druckerlasten war. Damit noch nicht zufrieden, ging der Bösewicht zu seinem Kasten zurück, nahm eine Anzahl von Semikolons, die genau so aussahen wie er selbst, und legte sie an die Stelle der Punkte. Dort aber, wo die Kommas drin gewesen waren, trug er vorsichtig seinen Papa hin, mit vielen seiner Kollegen, dazu legte er noch eine Menge Ausrufungszeichen, welche nach seiner Mama geformt waren. Diese selbst aber sträubte sich durchaus, von ihrer Stelle zu gehen, denn sie fürchtete sich, wenn ihr Mann aufwachen würde, daß es eine unliebsame Auseinandersetzung geben möchte.

Als dies Alles nun beendet war, stieg der Bösewicht Semikolon, voll Schadenfreude lichernd, in seine Schachtel zurück und verhielt sich ganz ruhig. Was nun geschah, kannst Du Dir denken. Als die Seper in die Druckerei kamen, — die Zeitung wurde von 3 bis 5 Uhr Morgens gedruckt, — stellte sich jeder vor sein Pult, und die Druckmaschine fing an sich zu rühren. Quersüß räusperte sie sich, dann ächzte und trächzte sie, bis sie endlich in Gang kam und wie ein Ungethüm schnaufte. Manche sagen die Presse, die Druckerpresse, sei auch ein Ungethüm, eine Art Kämer, der Feuer und Rauch schnaubt und den Menschen Verderben bringt.

Obgleich eine Hängelampe über jedem Pulte brannte, bemerkte doch keiner von den Arbeitern, daß die Kommas und die Punkte auf der Erde lagen, auch ahnte keiner, daß an ihrer Stelle andere Interpunctionen lagen. Sie setzten also ganz unschuldig weiter und waren bald mit ihrer Arbeit fertig. Es war ein Leitartikel, das heißt ein Aufsatz, der zu Anfang der Zeitung steht, auf der ersten Seite, und folglich am meisten die Aufmerksamkeit erregt. Nun denke, was die Leute für Augen machten, als sie beim Morgen-Kaffee die Zeitung aus einander falteten. Hiß Himmels, wie sah es darin aus! Das wimmelte nur so vor den Augen von Frage- und Ausrufungszeichen, — schlimmer als in der Jahrmärkte-Anzeige eines Menagerie-Besizers! Es war gerade Neujahrsmorgen. Der Redacteur, d. h. der Herausgeber der Zeitung, hatte einen prachtvollen Aufsatz oder Leitartikel geschrieben über den europäischen Frieden, weil er wußte, daß die Leute gern so etwas zum Morgen-Kaffee lesen, besonders am Jahres-Anfang. Deshalb hatte er auch einen solchen Aufsatz immer auf Lager und putzte ihn nur alle Jahre zu diesem Tage wieder von Neuem auf. Wie war er aber diesmal aufgepußt! Der Redacteur traute seinen eigenen Augen nicht und dachte, die Leute müßten ihn für verrückt halten, denn was bekamen sie zu lesen!

Die allgemeinen? (Fragezeichen) aufrichtigen! (Ausrufungszeichen) Friedensversicherungen? (Fragezeichen) welche zur Jahreswende ihr harmonisches Glockengeläut zusammenklingen lassen? (Fragezeichen) lassen auch ihre Schallwellen in das Neue Jahr lieblich hinüber klingen; (hier hatte ein Semikolon sich eingeschlichen, obgleich ein großer Anfangsbuchstabe darauf folgte.) Die Botschaft hör ich wohl! (Ausrufungszeichen) allein es fehlt der Glaube; (Semikolon) Befähigend? (Fragezeichen) beruhigend? (Fragezeichen) beglückend? (Fragezeichen) scheint das Leben sich in ruhigen Kreisen dahinzuziehen zu wollen; (Semikolon) — und so ging es weiter, drei Spalten lang. Der Leitartikel war auch ein Prospectus beigelegt worden, einer neuen Zeitung für Maler. Aber auch diese schöne Arbeit war auf's Grenzlächste zugerichtet durch die Bosheit des Semikolons. Der Prospectus fing mit einer Klage über den Verfall der Kunst, an? (Fragezeichen) und wie derselbe nur dadurch verhindert werden könne, wenn diese neue Zeitung käme, um eine Lücke auszufüllen? (Fragezeichen) die Jedermann empfunden hätte? (Fragezeichen) aber noch Keiner den Muth dazu gehabt hätte; (Semikolon.) Die Zeitung verspricht den Abonnenten umfängliche Leitung? (Fragezeichen) Original-Artikel? (Fragezeichen) und den besten Willen; (Hier prangte Semikolon am Schluß.)

Von Kommas keine Spur. Von Punkten ebenfalls nicht. Alles Frage- und Ausrufungszeichen und am Schluß ein einfaches Semikolon.

Semikolon triumphirte. Endlich stand er am Schluß aller Sätze, ja, sogar am Schluß eines Leitartikels! Das war ja sein größter Ehrgeiz gewesen. Aber Hochmuth kommt von dem Fall! Hör, wie es weiter ging!

Es dauerte nicht lange, da kam der Redacteur in den Saal gestürzt, wo einige Seper versammelt waren. Er sah sich wild in die Haare und domerte die Seper an: Das Neue Jahr fängt schon an! Mein Leitartikel ist zu Grunde gerichtet, und wir sind es auch! Seid Ihr Alle verrückt! Habt Ihr über den Dusch getrunken! Was habt Ihr mit den Kommas angefangen, Ihr Unglückseligen? Wie kann eine anständige Zeitung sich ohne Kommas, ohne viele Kommas, sehen lassen! Was tang ich denn mit meinen Adjectiven an, wenn Ihr keine Kommas mehr habt, und was ist eine Zeitung ohne einen Satz von Adjectiven! Ach, Kinder, Freunde, laßt Euch rühren! Gesichts, — es ist eine Verschwörung meines Todfeindes und Kollegen von gegenüber, — der hat mir diesen teuflischen Streich gespielt! Er gönnt es mir nicht, daß ich zwei Abonnenten mehr habe, als er. Dieser Mensch, der nicht einmal weiß, was es heißt, ein Komma an seine richtige Stelle zu setzen, — und nun gar einen Punkt! Goethe rief: Mehr Licht, mehr Licht! Ich rufe: Mehr Punkte, mehr Punkte! Hinweg mit dem Jwitterdinge von Semikolon. Knappe Sätze, viele Punkte, — ein Punkt zu rechter Zeit, hat schon manchen Redner von einem Erfindungs-Anfalle gerettet. Der Punkt ist die Hauptsache in der Literatur!

Als Semikolon das von seinem Kasten aus hörte, glaubte er vor Muth bersten zu müssen. Wie viel mehr wuchs aber dieselbe bei dem, was nun folgte. Das war eine rührende Familien-Szene! Als der Redacteur nämlich rief: Mehr Licht, mehr Licht! glaubte ein Seperlehrling, der noch sehr grün war, — er wolle noch eine Lampe haben und brachte geschwind aus der Redactions-Stube eine hellleuchtende Carcell-Lampe mit einem Sonnenbrenner. Beim Scheine dieser Lampe gewahrte nun der Redacteur allserhand glänzende, keine Dinge auf dem Boden unter dem Sesselkasten. Er war nämlich weit-sichtig, was ja für einen Zeitungsschreiber die Hauptsache ist. Er bückte sich und hob eins von diesen glänzenden Dingen auf, und was war es? — unser Freund, der kleine Punkt, in seiner Mei-Uniform. Das war mal ein Vergnügen von einem wirklichen Redacteur in die Hand genommen zu werden! Das ist für einen Buchstaben oder für eine Interpunction dasselbe, als wenn der Kaiser einen Soldaten anredet. Auch glänzte der

Punkt doppelt vor Befriedigung. Auf Befehl des Redactors wurden nun auch all' die anderen Punkte und Kommas auf-gesammelt, und die Interpunctionen kamen nun wieder in ihre Kasten zurück, jeder in den seinen, nach der alten Ordnung. Die Kommas kamen sich wieder sehr wichtig vor und riefen: wir kommen, wir kommen, — ohne uns werden die Menschen doch nicht fertig! Der kleine Punkt hingegen blieb ganz bescheiden, ging ruhig an seine Arbeit und freute sich, daß er viele gute, kurze Sätze beenden durfte, die der Redacteur zum zweiten Neu-Jahrstag fertig gemacht hatte. Sie gefielen den Leuten auch sehr gut, gerade weil sie so kurz waren, und man sich nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, und solche Sätze sind ja noch besonders gut in den kurzen Wintertagen. Das war nun alles das Verdienst unseres kleinen Freundes, des unscheinbaren Däumlings. Er wurde von nun an immer mehr geachtet in der Zeitungs-Druckerei, und es kamen immer mehr Leute, um sich auf die Zeitung zu abonniren.

„Tante, wie sieht abonniren aus?“
„Das sieht so aus: Tante schickt so und so viel Mark auf die Post, und dann bekommst Du die Kinderlaube, die Du so gern haben willst.“

„Da will ich aufpassen, ob der kleine Punkt auch sehr oft darin vorkommt.“

„Das thue Du nur und gewöhne es Dir selber an, ihn oft zu gebrauchen. Dann wirst Du einen klaren Stil bekommen.“

„Tante, wie sieht Stil aus? Ist es ein Apfel- oder ein Birnenstiel?“

„Das kann ich Dir jetzt noch nicht erklären. Das Alte muß neu, und das Neue muß alt scheinen. Das ist Stil.“

„Hat Deine Geschichte auch einen Stil?“

„Ja, einen sehr guten Birnenstiel, und die Birne ist die Moral davon.“

„Tante, wie sieht Moral aus?“

„Ach, jetzt aber hör' auf mit Deinen Fragen, — Du wirst am Ende noch selbst ein Herr Fragezeichen!“

„Und Du, liebe Tante, wirst dann wohl ein Fräulein Gedankensstich —?“

„Ja, das werde ich schon gewiß. Deshalb lieber — Punktum!“

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Essens.

Gedanken über das Menu von Gregor Samarow.

I.

Die Vorgerichte und das „große Stück“.

Groß ist die Literatur über die Frage, wie man kochen soll, um dem Körper gesunde, stärkende und anregende Nahrung zuzuführen und zugleich dem Geschmack einen harmonischen Genuß zu bereiten. Aber weit weniger ist über die nicht minder gastrophisch wichtige Frage gedacht und geschrieben, wie man essen, und in welcher Folge man die einzelnen Bestandtheile einer Mahlzeit zusammensetzen soll.

Brillat-Savarin in seinem Buche über den Geschmack, Herr von Humohr in seinem „Geist der Kochkunst“ und der Hof-marschall von Malortie in seinem Buch über das „Menu“ haben darüber wohl manche gute Gedanken hingeworfen, aber sie sind doch nicht bis zu einer begründeten Aufstellung bestimmter Regeln für die Reihenfolge der Speisen und die Art, sie zu serviren, gelangt.

Herr von Malortie giebt zwar als Muster ein Menu, das er für die Feier seines siebzehnten Geburtstages componirt, aber es ließen sich dagegen immerhin einige Einwendungen machen. Vor Allem giebt er die Regeln nicht an, nach denen ein jedes Menu componirt sein sollte, und doch scheint es uns, daß solche Regeln sich aus der Rücksicht auf die Gesundheit und den Geschmack, diesen beiden Hauptgesichtspunkten für die Kunst der Küche und der Ernährung, leicht und einfach ergeben, wenn man die Gesichtspunkte festhält, der Junge möglichst vielseitigen, anregenden und harmonischen Genuß, dem Magen möglichst gesunde, wohlgeordnete und kräftige Nahrung zu bieten.

Weiben wir zunächst einen Augenblick bei dem Namen „Menu“ stehen, den man in unserer Zeit aus an sich wohl berechtigter, aber zuweilen über das Ziel hinauschiebender Vorliebe für einen rein deutschen Ausdruck zu verbannen bestrebt ist.

Wir sind damit vollkommen einverstanden, nicht nur weil wir überhaupt der Meinung sind, daß Alles Deutsch ausgedrückt werden sollte, wofür die deutsche Sprache ein richtig treffendes und bezeichnendes Wort hat, sondern auch, weil das Wort „Menu“ bei uns fast immer unrichtig gebraucht wird, selbst auf Karten, welche ganz und gar französisch gehalten waren.

Das Wort „Menu“ bedeutet nur eine genaue Detailangabe. Eigentlich heißt es: „klein“. Davon also auch die Zerlegung einer Sache in kleine Theile, z. B. menues monnaie, — kleines Geld, compteur par le menu, — Etwas Stück für Stück zählen und genau rechnen. Das einfache Wort Menu hat also mit einer Mahlzeit absolut gar nichts zu thun, und es muß, um es darauf zu beziehen, ein anderer Zusatz gemacht werden. Es muß also heißen: Menu du diner an dem und dem Tage oder an dem und dem Orte, oder es muß über der Karte stehen: Diner an dem und dem Tage, bei der und der Person oder an dem und dem Orte, — und dann darunter: „Menu“. Das heißt also: nun folgt die Reihenfolge der Speisen als einzelne Theile der Mahlzeit.

Schon wegen dieser mißbräuchlichen Anwendung des französischen Wortes, die auf den deutschen Karten fast immer stattgefunden, würden wir der Ersetzung durch ein deutsches Wort entschieden zustimmen, und dies Wort läßt sich, wie es uns scheint, auch sehr leicht finden, nicht durch „Speise-zettel“ oder Ähnliches, was etwas gewöhnlich klingt, sondern durch „Tisch-Ordnung“ oder bei feierlichen Gelegenheiten „Tafel-Ordnung“, wodurch der ursprüngliche Sinn des französischen Menus beibehalten würde. Man müßte also schreiben: „Mittags-essen oder Mittagmahl am 10. Januar 1890.“ und darunter einfach: „Tisch-Ordnung“ oder „Tafel-Ordnung“. Das wäre gutes, reines und verständliches Deutsch und würde den Sinn treffend wiedergeben, was ja bei der Ausmerzung der Fremdwörter die wesentliche und notwendige Bedingung ist, um den deutschen Ausdruck einzubürgern.

So viel über die äußere Form, und es ist nun die Frage: wie soll man eine Tisch-Ordnung in richtiger Reihenfolge der Speisen aufstellen?

Es ist dabei natürlich ein wesentlicher Unterschied, ob man eine größere Mahlzeit oder ein einfaches, sogenanntes bürgerliches Mittagessen zu ordnen hat. Beide beginnen nach altergebrachter Sitte mit der Suppe, — ein Gebrauch, der von medicinischem Gesichtspunkte neuerdings zuweilen verworfen wird, der aber vom Standpunkte des Geschmacks aus ganz entschieden seine Berechtigung hat und auch medicinisch wohl nicht so viel Einwendung verdient, wenn man nur die Masse der Flüssigkeit beschränkt, die man beim Beginn einer Mahlzeit zu sich nimmt.

Es giebt nun außer den einfachen Fleischbrühen, bei denen dies oder jenes nur zur Räucherung des Geschmacks hinzugefügt wird, mancherlei Suppen, welche sehr compacte Nahrungsstoffe enthalten, wie zum Beispiel die so ganz außerordentlich vortheilhaften russischen Ukhas, welche in fast dreiförmiger Form Fleisch, Fisch und compacte Gemüse enthalten, oder den in der bürgerlichen französischen Küche so beliebten Pot-au-feu, zu welchem so ziemlich Alles genommen werden kann, was genießbar ist, — oder die Hamburger Kalbsuppe, welche in ihren Bestandtheilen alle Reiche der Natur vertritt. Derartige Suppen, von denen ein Teller schon fast allein eine Mahlzeit bildet, sollten, so vortheilhaft sie auch sind, nur an einem einfachen bürgerlichen Hausstisch vorkommen, da sie eigentlich ohne Ueberladung des Magens keine weitere Folgen von Speisen zulassen, und wenn sie auf solchem Tische erschienen, so sollte ihnen dann nur noch ein leichtes Jricassé, ein gebratenes wildes oder zahmes Geflügel und ein Nachtisch von Früchten und Käse folgen, während nach einer leichten Suppe, bei einem einfachen Hausessen, ein kräftiges Gemüse und ein energischer Rinder- oder Schweinebraten sich anschließen möchte. Bei einer großen Mahlzeit aus vornehmer Küche, deren einzelne Theile nicht zur vollständigen Sättigung dienen, sondern eben nur als „Menus“ die mäßig und sparsam zu genießenden Theile eines Ganzen bilden sollen, scheinen uns nach Erfahrung und vernünftiger Erwägung die folgenden Regeln maßgebend zu sein:

Keine Mahlzeit, und fände sie an kaiserlichen und königlichen Höfen, in den reichsten und vornehmsten Häusern oder bei irgendwelchen feierlichen Gelegenheiten statt, sollte mehr als fünf bis höchstens sechs Gänge enthalten und die Zeit von einer Stunde nur wenig überschreiten. Ein Uebermaß von auf einander folgenden Speisen muß, statt wohlthätiger und anregender Ernährung, Ueberladung und Erschlaffung zur Folge haben; länger als eine Stunde bei Tisch zu sitzen, ist aber für jeden Menschen eine Ueberanstrengung und eine Qual, — das Verständnis des Geschmacks geht verloren. Die bei jeder civilisirten Mahlzeit nothwendige und so unendlich wohlthätige und heitere, den Geist leicht prickelnde und freundlich anregende Unterhaltung erstirbt mit der zu langen Sitzung in derselben Gesellschaft und der allmählig nicht zu vermeidenden Ueberladung der Verdauungs-Organe.

Als allgemeine Regel möchten wir aufstellen, daß die Stunde der Tafelrunde, diese schönste Zeit des Tages, welche der heiteren Vergessenheit aller Mühen und Sorgen gewidmet sein soll, um dem Menschen nicht nur körperliche Nahrung und Stärkung, sondern auch geistige Erfrischung und Erholung zu bringen, in ihrer Eintheilung dem Entwickelungsgange des Menschenlebens ähnlich gestaltet werde.

Man soll also in der Tafel-Ordnung, den verschiedenen Menschenaltern gleich, vom Leichtem zum Schweren steigen und dann wieder zu den milden Genüssen übergehen, wie auch der Mensch in der Kindheit der Anregung bedarf, dann die erwachende Kraft stählt und endlich wieder sanfte, freundliche Ruhe sucht, um sich gemüthlicher Beschaulichkeit hinzugeben.

Die Suppe, mit welcher nach dem Gebrauche aller gastro-phisch civilisirten Nationen die Tafel eröffnet wird, soll keine eigentliche Nahrung, sondern nur eine Anregung sein. Sie muß daher kräftig, aber doch leicht, so zu sagen, dünn sein; stark gewürzte oder compacte Suppen sind bei der Tafel-Ordnung einer größeren Mahlzeit ein grober Fehler, denn sie müssen entweder zu sehr reizen oder zu sehr sättigen. Beides darf bei Beginn einer Mahlzeit ebenso wenig geschehen, als man einem Kinde schwere philosophische Abhandlungen vortragen und einprägen wird. Die Suppe ist ein leichtes Spiel mit dem Geschmack, eine Erweckung der hungrigen Magen-Nerven zu kräftigerer Ausübung ihrer Functionen. Die sogenannten Julienne- oder Frühlings-Suppen, in welchen die Arome verschiedener Gemüse in zarter Discretion der Bouillon beigefügt werden; die leicht leierten Suppen, auch eine wirkliche Schildkrötensuppe, nicht etwa die in Deutschland meist durch übermäßige Gewürze verorbene Modart-Suppe, das sind die empfehlenswertheften Eingänge für eine größere Mahlzeit. Sehr richtig ist es, danach ein kleines Glas alten Sherry oder Madeira zu nehmen, einen Schluck nur, um die Anregung zu unterstützen, und unbedingte Regel muß es sein, die Suppenteller nur soweit zu füllen, daß dem Magen eben nur eine kleine Menge Flüssigkeit zugeführt wird. Vor der Suppe etwas zu geben, ist ein Fehler, — das Einzige, was erlaubt ist und immer vor der Suppe gerichtet werden muß, sind Austern während der richtigen Jahreszeit, sie müssen dann aber vollständig appetitirt und so frisch sein, daß man keinen Citronensaft dazu bedarf, denn die Säure ist für den hungrigen Magen und die erwartungsvolle Zunge ein medicinischer und gastronomischer Fehler der größten Art. Nach der Suppe soll dann sogleich der Fisch folgen. Kleine Vorspeisen, sogenannte Hors d'oeuvres, wie kleine Pasteten, Croquets etc., möchten wir nicht absolut verwerfen, weil sie auch noch mit zum Anregen dienen, aber wir würden sie, wenn wir eine Tafel zu arrangiren hätten, gewiß fortlassen, denn sie sind eine unnütze Spielerei mit dem Geschmack, eine Vergewendung der Zeit und ein ziemlich geringer Genuß. Selbst den Caviar während der Jahreszeit, der dann immer mit russischen Blinies servirt werden muß, möchten wir nicht auf die Tafel-Ordnung legen. So sehr wir denselben auch schätzen, so hat er doch eigentlich bei dem Mittagmahl keinen richtigen Platz und gehört ebenso, wie stark gewürzte Suppen, nur zu kleinen Frühstückstischen, bei denen es überhaupt mehr um pikante Anregung und Aufmunterung, als um eigentliche Sättigung zu thun ist.

Zum Fisch, der in allen möglichen Gestalten und Zubereitungsarten erscheinen kann, sollte niemals etwas Anderes gegeben werden, als ein leichter, dünniger, weißer Wein, entweder die leichteren Rheinweine, die edleren Moselgewächse und leichten weißen Burgunder und Bordeaux-Weine, wie Sauternes, Preignac, Chablis oder der düstige, moussirende weiße Saint Peray, der dann in schalenförmigen Gläsern servirt werden muß.

Dem Fisch soll folgen die sogenannte grosse pièce, — das große Stück, das dem erweckten und angeregten Appetit ein

energischeres Object bietet und die eigentliche Grundlage der Sättigung bildet.

Da wir hier keine Küchenregeln geben wollen, so mag auch nicht weiter über die Art dieses großen Stückes gesprochen werden. Es kann ein Ninderfilet, ein Hammelrücken z. z. sein. Wir möchten dazu kein Bild empfehlen, außer etwa in der geeigneten Jahreszeit einen durch sechswochenliche Behandlung vorbereiteten Wildschweinrücken oder vielleicht ein Girschfilet.

Das große Stück kann garnirt sein, — wir möchten dies sogar in den meisten Fällen empfehlen, — mit Gemüse aller Art, kleinen, frischen, leicht gewürzten Salatköpfchen, Champignons z. z., mit einziger Ausnahme von Spargel, Artischocken und Cardi, welche niemals zur Garnitur benutzt werden dürfen, sondern immer allein erscheinen sollten.

Das große Stück bildet gewissermaßen das zur Manneskraft heraufreifende Jünglingsalter der Mahlzeit, es soll dem Körper die volle Kraft geben, den Hunger verschwinden lassen, ohne aber doch den Appetit und den Reiz am Genuß zu beeinträchtigen.

Zu dem großen Stück darf unter allen Umständen nichts Anderes servirt werden, als ein alter leichter Bordeaux von jenen vorzüglichen Schloßgewächsen, die niemals in den Kopf steigen und das Blut mit angenehmer milder Wärme erfüllen.

Das Tischgespräch, welches bei der Suppe langsam und etwas schwerfällig begonnen hat und bei dem Fisch in leichten allgemeinen Bemerkungen sich fortsetzte, wird nun, meist zu ernstern Dingen, Ereignissen des Tages und dergleichen übergehend, lebhafter und kräftiger werden, und dazu paßt gerade der Bordeaux am besten.

Rachdruck verboten.

Die Bekämpfung der Schwindsucht.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Die neueste Erfindung Robert Koch's, durch Einwirkung einer von ihm hergestellten Flüssigkeit unter die Haut die Tuberkulose zur Heilung zu bringen, wird mit Recht von Ärzten und Nicht-Ärzten als eine der größten Leistungen der Wissenschaft gefeiert. Denn die Tuberkulose oder Schwindsucht rafft in Deutschland nicht nur alljährlich an 150,000 Menschen dahin und ist in allen Culturstaaten ziemlich ebenso häufig, sondern jeder dieser Todesfälle beendet eine lange Reihe von Befürchtungen, zerstört Hoffnungen und großen Leiden und läßt die berechnete Furcht zurück, daß andere Familienglieder dem gleichen Schicksal verfallen werden. Die Aussicht auf Heilung der Lungen- und Nieren-Tuberkulose war bekanntlich bisher gering und fast nur unter besonders günstigen Umständen zu erfüllen. Durch denselben mikroskopischen Pilz, dessen Kennzeichen wir ebenfalls Robert Koch verdanken, werden aber noch andere schmerzhaft, langwierige, häufig tödliche oder nur als Anfänge der eigentlichen Schwindsucht eintretende Krankheiten der Hute, der Drüsen, der Knochen und anderer Organe hervorgerufen.

Das von Robert Koch erfundene Mittel heilt nach seinen Angaben, die bei seiner anerkannten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gar keinen Zweifel zulassen, diese tuberkulösen Erkrankungen der Haut, der Knochen und Drüsen sicher, diejenigen der Lungen gleichfalls, wenn nicht schon zu große Zerstörungen in denselben angerichtet sind. Durch sein Mittel werden also vorwiegend die Ärzte binnen kurzem überall in den Stand gesetzt sein, die Tuberkulose mit Sicherheit zu heilen, wenn ihre Hülfe nicht zu spät in Anspruch genommen wird.

Da aber Krankheiten verhüten immer noch besser ist, als Kranke heilen, so überhebt uns diese segensreiche Erfindung nicht der Sorge und Verpflichtung, auf alle mögliche Weise der Entstehung und Verbreitung der Krankheit entgegen zu wirken, wozu in ganz hervorragender Weise gerade die Frauen berufen sind.

Die Tuberkel-Bacillen, welche diese Krankheiten verursachen, gelangen auf zweierlei Weise in den Körper, nämlich mit der Nahrung oder durch Einathmung, in verhältnißmäßig seltenen Fällen durch unabsichtliche Einimpfung bei Verletzungen.

Unser Schlachtvieh, namentlich Küder und Schweine, ist sehr häufig tuberkulös oder verkrüppelt, und obwohl durch Siedehitze die Tuberkel-Bacillen getödtet werden, so ist doch die bei der Zubereitung vieler Fleischspeisen angewendete Hitze nicht groß genug, um diese Wirkung sicher zu erzielen, so daß die Krankheit doch sehr wohl durch den Genuß verkrüppelter Theile übertragen werden kann. Weit häufiger geschieht die Uebertragung durch den Genuß der rohen oder nicht genügend gekochten Milch von tuberkulösen Kühen, und zwar, weil Milch als hauptsächlichste, wenn nicht ausschließliche Nahrung kleiner Kinder oder Schwächlicher und Kranker dient, die dem Eindringen und Vermehren der Tuberkel-Bacillen am wenigsten Widerstand zu leisten vermögen.

Abgesehen davon, daß selbstverständlich schwindsüchtige oder auch nur der Schwindsucht verdächtige Mütter und Ammen, keine Kinder nähren dürfen, was auch aus Rücksicht auf sie selbst, wie aus anderen Gründen durchaus unzulässig ist, dürfen Kinder und Kranke keine Milch genießen, die nicht durch starkes Kochen, am besten im Wasserbade oder durch heißen Dampf in den Apparaten von Sorheit, Escherich und anderen, auf demselben Princip beruhenden, vollkommen sterilisirt ist, d. h. in welcher die Bacillen durch Hitze getödtet sind, und die bei der Aufbewahrung und Darreichung gegen das Hineingelangen neuer Bacillen, die sich gerade in Milch reich vermehren, sicher geschützt ist. Die sogenannten Krophtulösen oder tuberkulösen Erkrankungen des Darms, der Drüsen und Knochen entstehen wahrscheinlich hauptsächlich durch die Ernährung mit tuberkulöser Milch.

Weitens häufiger und wohl auch gefährlicher ist die Einathmung von Tuberkel-Bacillen. Und zwar geschieht diese auf folgende Weise: Schwindsüchtige athmen zwar keine Bacillen aus, und die von ihnen ausgeathmete Luft ist deshalb nicht gefährlich, aber in ihrem Hustenauswurf sind oft, bei vorgeschrittener Krankheit wohl immer, Tuberkel-Bacillen enthalten, und zwar bei der Kleinheit dieser Geschöpfe in ganz kolossalen Mengen. Aus den feuchten Massen können die Bacillen sich zwar nicht in die Luft erheben, aber dies geschieht durch die leiseste Luftbewegung, wenn der Auswurf eintrocknet, sei es in dem Taschentuche, in welches derselbe aufgenommen war, sei es auf dem Fußboden, wo er bei jedem Schritt und Tritt verrieben, getrocknet und in Staub verwandelt wird, sei es von Wänden, Kleidern oder anderen Gegenständen, auf welche er achlos oder absichtlich gebürstet wird. Alsdann ver-

breiten sich die Bacillen mit anderen Staubtheilchen, wie wir sie als Sonnenstäubchen schweben sehen, lagern sich auf dem Fußboden, auf Möbeln, auf Vorhängen und Teppichen, auf Bildern und Büchern, auf Kanten der Wände z. ab und werden durch jeden leichten Luftzug wieder in Bewegung gebracht. Auf allen solchen Staubplätzen, sowie in der Zimmerluft schwebend, sind Tuberkel-Bacillen nachgewiesen, namentlich von Dr. Cornet, der sich mit größtem Fleiße solchen mühsamen Untersuchungen gewidmet hat. Niemals aber sind sie, weder von Cornet noch von anderen Untersuchern, in der Ausathmungsluft Schwindsüchtiger gefunden worden, noch in den Zimmern, wenn diese Sorge getragen war, daß der Auswurf in geeigneten Gefäßen aufgefangen und vor dem Eintrocknen behütet wurde.

Von dem eingeathmeten Staube bleibt glücklicher Weise das Meiste in dem feuchten Schleime, welcher die Innenfläche der Luftröhre in der Nase, die ganz besonders zum Staubfänger eingerichtet ist, im Rachen, im Kehlkopf, in der Luftröhre und ihren Verzweigungen hängen und wird nebst dem etwa in ihm enthaltenen Bacillen durch Niesen, Schnäuzen, Räuspern und Husten wieder herausbefördert. Finden die Bacillen aber in einer aufgelockerten oder verletzten Schleimhautstelle oder in den Lungenbläschen, den rundlichen Enden der Luftröhren, einen Ruheplatz, so können sie hier in der warmen Feuchtigkeit sich ansiedeln, vermehren und ihr Zerstörungswerk beginnen.

So erklärt es sich, daß der Umgang mit und die Pflege von Schwindsüchtigen nicht ansteckt, wenn die Verhaubung des Auswurfes verhindert wird, wie denn z. B. in den größten Schwindsüchterspitälern der Welt, in Brompton, weder Wärter noch Aerzte von der Krankheit befallen werden; so erklärt es sich aber auch, daß in vielen Familien, besonders in engen, unsauberen und schlecht gelüfteten Wohnungen, ein Glied nach dem anderen der Krankheit zum Opfer fällt, daß Gefängnisse Bruststäten der Schwindsucht sind und aufhören, es zu sein, wenn sie rein und sauber gehalten werden. Auch in Bureau's sind gleiche Beobachtungen gemacht worden, und für sie, wie für Schulen und andere Aufenthaltorte vieler Menschen erwächst daraus die Vorlesung, daß der Staub in ihnen nicht bloß gelehrt, d. h. von einem Orte zum anderen gejagt, sondern durch feuchtes Aufnehmen, Scheuern und Lüften wirklich entfernt werden muß.

Endlich sind, wie gegen die meisten Krankheits-Ursachen, so auch gegen die Tuberkel-Bacillen nicht alle Menschen gleich empfänglich. Schwächliche Leute, schlecht genährte und blutarme, solche, die häufig an Brust-Katarrhen nach Erkältungen, also an empfindlichen Schleimhäuten der Athemwerkzeuge leiden, Stubensitzer, die weder ihre Athemwerkzeuge, noch ihre Muskeln ordentlich ausbilden, sind empfänglicher, als die gut genährten, gegen Erkältungen abgehärteten, mit kräftigen Organen ausgerüsteten. Auch feuchte, dumpfe Wohnungen begünstigen die Empfänglichkeit, wie denn in ganzen Districten eine erhebliche Abnahme der Schwindsucht beobachtet ist, nachdem durch unterirdische Entwässerungs-Anlagen ihr Boden getrocknet und gereinigt war.

Wenn also die Schutz- und Verhütungs-Maßnahmen gegen die Schwindsucht, durch Robert Koch's Entdeckungen nicht überflüssig geworden, vielmehr durch den Nachweis des Bacillus erst recht begründet sind, so bleibt darum seiner neuesten Entdeckung doch der Ruhm eines nicht durch Zufall, sondern durch strenge wissenschaftliche Gedankenfolge und Arbeit errungenen Sieges gegen eine der verderblichsten Krankheiten, eine wissenschaftliche Großthat, die in der ganzen Geschichte der Medicin nicht ihres Gleichen hat, und deren hohe Bedeutung nach allen Seiten hin so klar und überwältigend einleuchtet, daß dagegen Alles beschämt verstummen muß, was auch noch in unseren Tagen mit mehr Eifer als Verstand gegen die Aerzte und deren Fortschritts- und Behandlungs-Methoden zu Tage gefördert ist. Der wissenschaftliche Versuch am lebenden Thiere hat Koch's Erfindung möglich gemacht, — die Einimpfung eines starken Giftes bewirkt die Heilung einer sonst fast sicher tödlichen Krankheit!

Rachdruck verboten.

Betty Paoli.

Zu dem Portrait auf Seite 8.

Wo nähme er die Zeit her, über das Alles zu sprechen, wenn er's auch noch anschaut?" sagt der Bildhauer Alfred in Wilbrandt's „Affunta Leoni“, und das satirische Wort gilt auch von unserer sogenannten gebildeten Gesellschaft und von ihrem Verhalten gegenüber den werthvollsten literarischen Hervorbringungen. Am 30. December des eben vergangenen Jahres beschloß eine Dichterin ihr fünfundsiebzigstes Lebensjahr, die mit Annette von Droste-Hülshoff das ewig-große Dichterpaar deutscher Frauen-Dichtung bildet, eine Dichterin, deren Werke unstrittig und unbestritten zu dem Bedeutendsten gehören, das weiblichen Poeten auf dem besonders eifrig bespülten Gebiete der lyrischen Poesie jemals gelungen ist, — eine Dichterin, welche nie mitgeredet hat in dem lärmenden Wortgeplänkel um die Emancipation und geistige Gleichberechtigung ihres Geschlechtes, aber in stillem Schaffen überzeugend durch Thaten erwies, daß die geistige Befähigung der Frau nicht zurücksteht hinter der des Mannes. Man nennt den Namen Betty Paoli überall mit Verehrung, und auch die strengsten Kritiker schätzen seine Trägerin als die hervorragendste Dichterin unserer Tage. Hieronymus Lorm wird ihr gegenüber sogar zum Hymnen-Sänger, preist sie als „weiblichen Aëler“ und erklärt sie schon auf den künstlerischen Werth ihrer ersten Gedichte hin für die größte deutsche Boetin. Und Niemand leugnet ihre Größe, Niemand, auch der nicht, der sie nicht kennt. Und das ist die große Reue. Betty Paoli ist anerkannt, aber nicht gekannt. Man spricht von ihr, man rühmt und preist sie in den Salons, wo über Literatur geplaudert wird, man macht große Augen, wenn jemand ihren Namen nennt, und sagt: „Ja, das ist eine Dichterin! der Besten eine,“ aber — man hat sie nicht gelesen und liest sie nicht. Was nicht leichteste Waare ist, das bleibt ungenossen.

Und Betty Paoli's Poesie ist kein leichter Nippes. Sie ist, wie sie Eduard Mautner bezeichnet, das „Ergebniß des Kampfes eines stürmisch bewegten, leidenschaftlichen Herzens mit den Schranken, die das Leben Allen, besonders aber den Frauen gegenüber, errichtet“, und schwer und wuchtig drängen sich in dieser Poesie die Gedanken, kräftig und energisch sprechen sich da Empfindungen aus, die, immer warmen echten Fühlen entspringt, der Begeisterung oder dem Jorne, antworten, mit

forttreiben. Betty Paoli ist die subjectivste deutsche Dichterin, und ihr Wesen ist zu tief, ihr Denken und Empfinden zu fähig und zu erhaben, um für die Popularität geeignet zu erscheinen.

Der Lebenslauf Betty Paoli's ist äußerlich ein nicht sonderlich bewegter. Am 30. December 1815 als Tochter des kaiserlichen Militär-Arztes Dr. Gläd in Wien geboren, verlor sie bald den Vater und blieb mit ihrer Mutter in geordneten Vermögensverhältnissen zurück. Durch den Bankrott eines Kaufmannes, dem die Mutter ihr gesamtes Hab und Gut anvertraut hatte, gerieth das junge Mädchen, kaum fünfzehn Jahre alt, in die bedrängteste Lage. Sie mußte für sich und für die Mutter erwerben und betrat den Paffionsweg des Kampfes um's Dasein. Als Erzieherin von Töchtern wohlhabender Familien wirkte sie durch Jahre in Schlesien, Rußland und endlich auch in Wien, wo sie, von früherer Jugend an zur Poësie hingezogen, nicht nur Anregung und Verständnis fand, sondern auch Gelegenheit, die Väden ihrer früh unterbrochenen Erziehung zu ergänzen und ihr Talent zu entwickeln. Im regen Verkehr mit den Wiener Dichtern von Bedeutung, die sie im Salon einer ihr geneigten Dame kennen lernte, mit Grillparzer, Lenau, Bauernfeld, Anastasius Grün, Feuchtersleben u. A. fand sie den Maßstab für ihr eigenes Wollen und Können und gewann jenes Selbstbewußtsein, dessen der Künstler zum Schaffen ebenso, als zum Schritte in die Oeffentlichkeit bedarf. Auch ihre früheren Verhältnisse besserten sich, ja, sie fühlte sich geradezu beglückt in ihrer Stellung als Gesellschafterin bei der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des Siegers von Leipzig, einer Frau von ungewöhnlichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften. Betty Paoli sagt von ihr: „Was die Erziehung an mir veräumte, hat der Umgang mit diesem ganz großen und ganz reinen Charakter nachgeholt.“ Leider starb die Fürstin schon im Jahre 1848, und die Wanderjahre der Dichterin begannen von Neuem; sie wandte sich nach Deutschland, dann nach Frankreich, lehrte aber 1850 in ihre Vaterstadt zurück und hat sie seit jener Zeit nur für kurze Reisen oder Sommer-Aufenthalte verlassen, die ihr, — bis in die letzten Jahre, — oft von Verehrerinnen auf ihren Gütern geboten wurden. Als sie sich in Wien dauernd niederließ, war sie zu energischer Arbeit entschlossen; sie ertheilte Unterricht in der englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache und war mit Eifer und Erfolg journalistisch thätig. Dieser aufreibenden Thätigkeit um das tägliche Brod wurde sie durch die Liebe einer Freundin entzogen, der in ihren Geschichten oft genannten „Jo“, die ihr im eigenen Hause ein behagliches Heim schuf.

Wie schließt sehen sich doch die Umrisse dieses Dichterlebens an. Sie verrathen nicht, welche Stürme und Kämpfe dasselbe durchstobten, wie es erfüllt war von Leid und Lust, von Sonne und Nebel, von Seligkeit und Verzweiflung. Diese Ergänzung des Bildes geben Betty Paoli's Dichtungen, nicht viele, nicht starke, aber durchaus bedeutende Werke. Von ihrem vierzehnten Jahre ab dichtend, trat sie, — sechzehnjährig, — in einer vornehmen Wiener Zeitschrift mit einem „An die Männer unserer Zeit“ betitelten Gedichte zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit, damals schon unter dem Namen „Betty Paoli“, den sie für Leben und Dichten beibehielt. Aber erst neun Jahre später wagte sie, ihre erste Sammlung von „Gedichten“ in die Welt zu schicken, in denen sich schon das Seelenleben einer großen Natur spiegelt, rein, wahr, ohne gewaltthätige Schaustellung bewusster Vorzüge, ohne Verschminkung von Schwächen und Mängeln. Das Venau gewidmete Buch erregte Aufsehen in der literarischen Welt; sie hatte ein Dichter so unbarbarisch gegen sich selbst sein Innenleben bloßgelegt, nie besonders eine Frau. Man staunte diesen beispiellosen Wahrheitsmuth an und kam erst gemach zur Bewunderung des inneren Rhythmus, der eigenthümlichen Melodie dieser Verse und zum Bewußtsein einer neuen Dichterkraft. Dem ersten Bande folgten seither noch fünf Bände Poësie, drei Bände Erzählungen und mehrere Schriften literarischer oder kunstreiter Charakter. Vor zwei Jahrzehnten erschienen ihre „Neuesten Gedichte“ und zeigten die Dichterin frisch und kräftig, wie je; was sie darin in einem Sonett an Heinrich Anschütz, den berühmten Tragöden des Burgtheaters, von diesem sagte:

„Des innern Frühlings zaubervolle Blüthe,
Der Frost des Alters macht sie nicht erbleichen“, —

das galt von ihr selbst, — und es gilt noch heute. Obgleich Betty Paoli seit vielen Jahren keinen Vers veröffentlicht hat, ist ihre Mappe doch nicht leer, und die Gedichte, welche wir unserer Leserkreise in diesem Hefte bieten, belegen die Schaffensfähigkeit der greisen Dichterin überzeugend genug.

Die Eigenart Betty Paoli's und ihre literarische Bedeutung für Gegenwart und Zukunft darzulegen, ist hier nicht der Ort; es muß uns genügen, die Dichterin in Bild und Wort den deutschen Frauen vorgeführt und diese angeregt zu haben, aus ihren Werken einen Schatz edlen, unvergänglichen Genußes zu schöpfen. Es wäre undenkbar, daß das Wirken einer dichterischen Kraft wie der Betty Paoli's, unbeachtet an ihrem Bosse vorübergehen sollte, daß sie sich mit dem Ehrenplatze in der Literatur begnügen und auf den in den Herzen verzichten müßte. Es wird die Zeit kommen, da unsere Dichterin nicht nur anerkannt, sondern auch gekannt sein wird.

H. G.



Rachdruck verboten.

Verluster Ausgleich. Von Anton Müller. Siehe die Abbildung, Seite 1. — Besser ein magerer Bergleib, als ein fetter Prozeß. — das ist die These, die das hübsche Genrebild Anton Müller's veranschaulicht. Die eine Partei, unter der Assistenz ihres Rechtsbestands, scheint auch ganz damit einverstanden zu sein, — der anderen aber will der „magere Ausgleich“ nicht recht behagen. Ob sich die Weiden doch noch einigen werden? — Wie leicht gelingt es der Redogewandtheit des gewiegten Juristen, den Schwankenden zu überzeugen, daß das Volkswort vom „fetten Prozeß“ nicht so ganz unrichtig ist. . .

Zwischen zwei Feuern. Von Fr. Schröder. Siehe die Abbildung, Seite 5. — Ja, — das sind in der That zwei Feuer, zwei lodernde Brände, die schwarzen Augen der Beinnette und die lecken braunen Leuchten der Aehren! Aber der Jonkheer van der Straaten, der Sohn des reichsten Tulpenhändlers zu Amsterdam, dem der Handel mit der demalst gar seltenen, köstlich erblühenden

Knochenpflanze in Jahresfrist eine runde Million eingebracht hat. — der Jontbeer ist gewappnet gegen solch' lustiges Feuer! Lächelnd sieht er am Tische und raucht seinen duffigen Kanaster und lauscht dabei dem frischen Gepolter seiner schönen Cousinen. Nur wenn die Korbale der Rederei einmal gar zu übermüthig aus den Wangengrübchen der Brauen und von den led geschürzten Lippen der Schwarzen hervor schießen, dann wirft auch er ein scherzendes Wort in die Unterhaltung hinein, das zuweilen wohl eine höhere Gluth auf die Gesichter der Mädchen zaubert, denn der Jontbeer hat jüngst einige Monate zu Paris verlebt und liebt es, seinen zierlichen Phrasenspieler dann und wann eine pikante Färbung zu geben. Das ist aber jedesmal ein neuer Brand, der zwischen die Feuer geworfen wird. — Jontbeer, gib Acht, daß Du Dir nicht einmal das leicht entzündliche Herz versengst! —



Nachdruck verboten.

Die Schularbeiten unserer Kinder. — In einer Ehegesellschaft bei der Frau Gymnasial-Director Kiebel kam die Rede im Verlaufe der Unterhaltung auch auf die Schularbeiten der Kinder. Die Frau des Commerzien-Rathes Menzel, eine Dame, die einen großen Theil ihrer Zeit der Veranstaltung von Vergnügungen für wohlthätige Zwecke opferte, klagte recht beweglich über ihren Arthur, weil der Junge nie seine Arbeiten ordentlich mache, trotzdem sie ihm jeden Tag die besten guten Worte gebe.

„Ja, liebe Freundin,“ meinte Frau Hauptmann von Stod, eine große, magere, etwas starknackige Dame, „mit guten Worten werden Sie auch keinen Jungen zur Ordnung belehren; machen Sie es doch wie ich. Bei mir heißt es einfach hin und wieder einmal: „Antreten mit Schularbeiten!“ und wehe dem, der sie nicht ordentlich gemacht hat. Auf diese Weise brauche ich weder zu ermahnen, noch mich zu ärgern, und ich stehe Ihnen dafür, daß meine Buben sich ganz gewaltig zusammennehmen.“ — Frau von Stod spricht es mit dem ganzen Selbstbewußtsein einer starken, militärisch geschulten Natur, und verschiedene der anwesenden Damen bebauern im Stillen die armen Kinder der Gestrungen, die unter dem Druck einer harten Disciplin zu nervösen, schreckhaften Gliederpuppen geworden sind; aber keine getraut sich, ihr direct zu widersprechen.

Nur Frau Rechnungsrath Werner, eine zarte, schwächliche Blondine, wagt sich mit einer schüchternen Bemerkung hervor:

„Meine Alma und ich machen die Schularbeiten immer zusammen,“ sagt sie, zu Frau Menzel gewandt.

„Nun freilich, Alma und Sie haben ja auch noch jede eine Puppe für sich,“ fährt die Hauptmännin rücksichtslos dazwischen. „Wie soll denn das Kind selbständig werden, liebe Nätin, wenn Sie es trotz seiner fünfzehn Jahre noch wie ein Baby behandeln! Die Hauptsache ist, daß die Kinder so früh wie möglich selbst lernen, was sie zu thun haben, und das erreicht man am besten durch strenge Zucht!“

„In gewissen Sinne mögen Sie ja recht haben, liebe Freundin,“ erlaubt sich hier die Hausfrau, eine würdige alte Dame mit feinen, geistvollen Zügen, einzuschalten, „aber Sie vergessen nur, daß der Grund und Boden, in dem die Behandlung unserer Kinder wurzelt, die Liebe ist, und daß die Liebe nicht nur streng sein, sondern in erster Linie von Neuem Liebe erzeugen soll: Liebe zur Arbeit und Liebe zu den Eltern.“

„Die Liebe,“ antwortet die Hauptmännin trocken, „kommt mit den Jahren, wenn die Kinder erst zur Einsicht gelangen, ganz von selbst. Fragen Sie nur Ihren Gatten, der uns schon mehr als zu lange stillschweigend zugehört hat. Er als Pädagoge wird mir jedenfalls Recht geben.“

„Ach ja, bitte, Herr Director, Sie müssen uns ja den besten Rath geben können,“ rufen die Damen einstimmig und bestärken den würdigen alten Herrn, der in der That schon lange mit stillem Vergnügen der Unterhaltung gefolgt ist, mit lebhaften Bitten.

„Die Antwort ist nicht so einfach, meine Damen,“ antwortet er lächelnd, „sie hängt gar zu sehr von der Gemüthsart und dem Temperament der Kinder ab. Im Allgemeinen,“ fährt er mit einem liebevollen Blick auf seine Gattin fort, „kann ich freilich sagen, daß meine Frau so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen hat; es handelt sich nur darum, von diesem Gesichtspunkte aus bei dem einzelnen Kinde den seiner Individualität entsprechenden Weg einzuschlagen, und das ist nicht so leicht. Für gewisse Naturen mag ja der Stod allein ein ausgezeichnetes Hilfsmittel sein, aber ich möchte ihn doch bei Leibe nicht als Universal-Mittel empfehlen. Der beste Weg ist auch hier die goldene Mittelstraße. Strenge allein macht leicht pedantisch, allzu viel Hülfe unselbständig, und zu häufige Ermahnungen machen die Kinder gleichgültig und, — verzeihen Sie das harte Wort, — dumm.“

Vor allen Dingen dürfen wir uns die Schularbeiten unserer Kinder nicht selbst zu leicht machen. Sie, meine liebe Frau Werner, scheinen mir in dieser Beziehung ein wenig zu weit zu gehen, und die anderen beiden Damen gehen, glaube ich, nicht weit genug. Die große Kunst des Richtigmachens besteht darin, den Kindern von frühester Jugend an ein möglichst starkes Pflichtbewußtsein einzupflanzen, und das erreicht man am besten dadurch, daß man ihnen bei aller Strenge doch auch einen gewissen Spielraum läßt, innerhalb dessen sie die aufgetragenen Arbeiten nach eigenem Belieben machen können. Wollte man z. B. täglich zu den Kindern sagen: „Jetzt macht Ihr eure Schularbeiten,“ so würden sie dieselben, wenn dieser Befehl einmal vergessen werden sollte, wahrscheinlich überhaupt nicht machen. Verfährt man dagegen wie Frau von Stod, so liegt die Gefahr nahe, daß die Kinder nicht aus Pflichtbewußtsein, sondern lediglich aus Furcht vor Strafe ihre Schuldigkeit thun. Um das Richtige zu treffen, muß man daher vor allen Dingen selbst an die Arbeiten denken und die Kinder gewöhnen, dies ebenfalls zu thun. Und nun kommt noch eine große Hauptsache: man helfe den Kindern bei der Arbeit selbst so wenig als möglich, aber man dispendire sich nie davon, die Arbeiten, wenn sie fertig sind, gewissenhaft zu prüfen und nachzusehen. Gehört man dieselben solcherweise liebevoll mit ihnen durch und bemüht man sich, ihnen etwaige Fehler mit Geduld und Ruhe klar zu machen, dann lernen die Kinder, namentlich wenn mitunter ein klug abgewogenes Lob dabei fällt, nach und nach sich selbst über die gethane Arbeit freuen und, Sie wissen, meine Damen, die Freude macht dankbar und Dankbarkeit erzeugt Liebe.“

„Das ist Alles sehr schön, Herr Director,“ rief die Commerzienrätin, die schon lange ungeduldig auf die Gelegenheit gewartet hatte, zu Worte zu kommen, „aber wenn Sie uns nur auch sagen wollten, wo wir die Zeit hernehmen sollen, uns so



Betty Pauli

eingehend mit den Kindern zu beschäftigen. Das Leben bringt so viele Pflichten mit sich, daß man ohnehin nicht weiß, wie man allen gerecht werden soll.“

„Sollte es nicht möglich sein,“ erwiderte der Director mit feinem Lächeln, „sich von einigen dieser Pflichten zu emancipiren? Bei den Damen der heutigen Gesellschaft liegt ja die Gefahr sehr nahe, daß ihnen ihre Pflichten über den Kopf wachsen; aber ich sollte meinen, für eine Mutter gäbe es keine heiligere Aufgabe, als die Erziehung ihrer Kinder. Dagegen müssen alle anderen Verpflichtungen zurücktreten, denn hier handelt es sich um ein uns von der Vorsehung anvertrautes Pfund, über dessen Verwahrung wir Rechenschaft ablegen sollen, und welche Mutter möchte bereuht vor ihren Kindern bestehen, wenn sie sich damit entschuldigen wollte, für die Erziehung derselben keine Zeit gehabt zu haben.“

Der Director war bei den letzten Worten sehr ernst geworden, und die Commerzienrätin hatte ziemlich kleinlaut zugehört.

„Das ist freilich eine bittere Lehre, die Sie mir da geben,“ sagte sie nun nicht ohne eine leichte Verlegenheit in der Stimme, „aber ich will nicht noch den zweiten Fehler begehen und mich taub dagegen stellen. Sie haben in der That Recht, man muß einen Unterschied machen zwischen seinen Pflichten, und ich werde gleich morgen damit beginnen. Hoffentlich haben die anderen Damen ebenso viel von Ihren Ausführungen profitirt,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Blicke nicht ohne eine leise Herausforderung im Kreise herumgehen ließ, um zu sehen, welchen Eindruck ihr freimüthiges Bekenntniß hervorgerufen hatte. Aber keine der Damen wagte eine Miene zu verziehen, denn es war ihnen Allen zum Bewußtsein gekommen, daß bei den Mutterpflichten selbst die Schadenfreude schweigen muß. — Adolph Schulze.

Kleine Rathschläge. — Durch unvorsichtiges Umgehen mit feuergefährlichen Flüssigkeiten sind leider sehr oft Unglücksfälle vorgekommen, und daher werden unsere Leserinnen uns Dank wissen, wenn wir sie mit einer Kanne bekannt machen, die jeglicher Gefahr in dieser Richtung vorbeugt. Kohlenwasserstoff explodirt bekanntlich, wenn er in sein zertheiltem Zustande und mit Luft gemischt der Flamme zu nahe gebracht wird. Dieses explosible Gasgemisch bildet sich nun durch Verdunsten des Stoffes und durch Vermischung der Luft in jeder Kanne. Beim Ausgießen schießt dann der Brennstoff durch den unteren Theil des Ausgüßrohrs, während durch den oberen die Luft eintritt. Kommt man hierbei einem Feuer zu nahe, so wird sofort eine Flamme entzündet, welche naturgemäß der in der Kanne eintretenden Luft folgend, das Gasgemisch in dieser entzündet und die



Explosion bewirkt. Bei den neuen Sicherheitskannen ist diesem Uebelstande auf einfachste Weise abgeholfen. Der Ausgüß für das Brennmateriel ist durch eine Ergänzung aus Messing vervollständigt, welche so verengt erscheint, daß sich beim Ausgießen durch die Flüssigkeit selbst ein Verschluß bildet. Das Eintreten der zum Ausgießen jedoch nöthigen Luft geschieht durch ein besonderes

dünnes Messingrohr, welches, gleich oberhalb des Ausgüßrohrs beginnend, wie ersichtlich oben in den Behälter geleitet ist. Beide Kanäle sind an den hinteren Theilen mit feinen Sieben versehen, welche wie z. B. bei der Davis-Sicherheitslampe für Verhütung keine Verbindung der Flamme mit dem Brennstoffe zulassen. Die durch Patent geschützte Kanne wurde von der hiesigen Feuerwehrgesellschaft geprüft und für gut befunden. M. St.

Falsche Melone (Kuchen). — Erforderlich sind zu diesem sehr hübsch aussehenden und vorzüglich schmeckenden Kuchen zwei halbe, gleich große Melonenformen von Zinn oder verzinntem Kupfer, wie man sie für Sandtorten häufig anwendet. Sollte nur eine derartige Form vorhanden sein, so muß man sie zweimal benutzen. Die Masse besteht aus zwölf Eidottern, die mit 210 Gr. feingestiebtem Zucker eine halbe Stunde gerührt, mit 240 Gr. geschälten, feingestohlenen Mandeln, der abgeriebenen Schale einer Citrone vermischt und dem festgeschlagenen Schnee von sechs Eiweißen verbunden werden; doch darf der Schnee nur leicht untergerührt werden. Nun werden die betreffenden Formen mit Butter ausgestrichen, mit feingeriebenem Weißbrod bestreut, gleichmäßig voll gefüllt und goldig gelb gebacken. Sobald der Kuchen abgekühlt, stürzt man ihn, schneidet in die flache Seite einer jeden Melonenhälfte einen Schrägschnitt und hebt, das Messer in ungekehrter Richtung zurückführend, ein dreieckiges Stück heraus, jedoch eine Höhlung entsteht. Diese füllt man mit einer guten Apritosen- oder sonstigen Obst-Marmelade, bestreicht den Rand der beiden Hälften mit etwas dick eingelocktem Zucker, drückt sie fest auf einander, so, daß sie nun die Form einer ganzen Melone haben, wozu ein genaues Zusammenpassen erforderlich ist. Zum Guß schlägt man ein Eiweiß zu steifem Schnee, verbindet diesen mit 200 Gr. feinstem Puderzucker, fügt ein wenig Citronensaft hinzu und giebt die Masse, die dick und weißglänzend sein muß, in zwei Röpfchen. Den größeren Theil färbt man mit etwas Safran gelblich, den kleineren mit Spinatmatte grün und überzieht den Kuchen zunächst mit dem gelben Guss. Ist dieser getrocknet, füllt man die grüne Glasur in eine spitze Papierdüte, die unten eine kleine Oeffnung hat, und zieht, hin und her fahrend, Kreuz- und Quertlinien, die das Reiz der Melone darstellen sollen. Ein Stückchen Angelika-Wurzel, das in die Spitze gesteckt wird, bildet den Stiel der Frucht. — Spinatmatte bereitet man von Spinat, der, gewaschen, in einem Mörser feingestohlen wird. Den gewonnenen Saft, der durch ein Tuch gepreßt wurde, setzt man in einem flachen Teller auf ein Gefäß kochendes Wasser und wartet, bis er gerinnt und sich die fleischigen von den flüssigen Theilen trennen. Auf ein feines Sieb gegossen, läßt man das Wasser ablaufen und verwendet die zurückbleibende Spinatmatte als das beste und einzig unschädliche Mittel, das vielfach angewendet wird, zum Grünfärben. E. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Verwendung von Gratulations-Karten. — Kann vielleicht eine freundliche Leserin mir mittheilen, wie man alte Gratulations-Karten mit gemalten und gepressten Blumen für Decorationen oder als Ersatz für kleine Malereien verwendet?

Langjährige Abonnentin in G.

Tiefenschwarze Tinte. — Es wird um ein gutes Recept zu einer tief-schwarzen, möglichst giftfreien Tinte gebeten.

Abonnentin in Mey.

Maitäfer-Suppe. — In welchen Gegenden wird Maitäfer-Suppe gegessen, und wie bereitet man dieselbe?

G. G. in Wien.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kellerasseln (XVII, 184). — Man sehe eine oder zwei lebende Kröten in den Keller und Sorge dafür, daß diese in einem niedrigen, flachen Gefäße immer Wasser finden. Es wird nicht lange dauern und alles Ungeziefer ist aus dem Keller verschwunden. Die Kröten sind harmlose Geschöpfe, die absolut keinen Schaden anrichten, sondern nur durch Vertilgung des Ungeziefers sich nützlich machen. Ist kein Ungeziefer mehr da, so setze man die Kröten wieder in Freiheit, da sie sonst verhungern. Ein Abonnent.

Kuhbaum-Waschtisch (XVII, 176). — Diese Art Möbel sind sehr leicht zu behandeln: Die entstandenen Spritzflecke werden zunächst mit einem trockenen Tuche gut abgewischt, hierauf mit „Kuh-Öel“, — welches man in der Apotheke zu kaufen bekommt, — mittelst eines Pinsels angestrichen und nach ungefähr drei Minuten, nachdem sich das Öel etwas eingefogen, mit einem Tuschlappen leicht abgerieben, Tintenflecke und etwaige Schrammen werden mit Glaspapier abgezogen und wie oben behandelt. Hernach läßt man die angestrichenen Stellen vier Stunden eintrocknen. Ida v. L., Abonnentin in Görz.

Kagen (XVII, 112). — Auf meiner Besichtigung bei Grünberg hausten früher so viel Kagen, daß man freilich keine Mäuse, aber auch kaum einen Singvogel wahrnehmen konnte, — und was ist ein Garten ohne Vogelgefang, — von dem überhand nehmenden Raupenfraße ganz zu schweigen. Ich mochte die Kagen nicht wegschießen, und auch das Aufstellen von Rardes- und Fuchseisen mit Valbrian als Lockspeise wollte mir nicht behagen. Da wurde mir gerathen, sie durch Schrot-Patronen aus Teichsings, Kaliber 9 mm, zu verjagen. Bei einer Entfernung von 15 Schritten verlegt das Schrot kaum die Haut; die Kagen aber erhalten einen so empfindlichen Denkfettel, daß sie das Wiederkommen wohl bleiben lassen. Sollten Sie keine Schutzaffen anwenden wollen oder dürfen, so versuchen Sie es vielleicht mit einer hölzernen Kasten-falle (zu beziehen durch Piper in Mörs a. Rh.) oder verjagen die Kagen durch Anschaffung eines bissigen Hundes, besonders von der Rasse der Fox-Terrier. Mitunter thut auch ein tüchtiger Wasserstrahl sehr gute Dienste. Die Kagen sind schlau und meiden den Ort, wo ihnen eine so unliebsame Abkühlung zu Theil wurde. Mir gelang es, durch Anwendung dieser Mittel der Kagenwirtschaft ein Ende zu machen. Nach und nach haben sich eine große Anzahl lieblicher Säger im Garten niedergelassen, dessen Obstbäume seit jener Zeit viel weniger vom Ungeziefer zu leiden haben. Ein alter Vogelfreund.